

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

24.

Donnerstag, am 11. Juni 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

### Lebenswege.

Eine Zeit-Novelle von Minna Wauer.

(Fortsetzung.)

Der Fürst an Romano.

Wie es scheint, mein Dichter, haben Sie Ihren Freund gänzlich vergessen, seit drei Wochen hat der Allerärmste auch nicht eine Zeile von Ihnen gesehen. Ist das recht, ist das billig? Glauben Sie, ich bedürfe nun keines Menschen mehr, da ich in Amaliens Besitz so glücklich geworden bin, ein ehrsamer Hausvater zu sein? Abscheuliche Menschen, die Ihr seid! Jetzt erst recht bedarf ich Güter! An wen soll ich denn all' mein Glück, meine Wonne, meine Freudenergüsse verschwenden? Mein armes Weib kann ich doch nicht immer damit quälen, sie würde sich am Ende mit Ekel davon abwenden, denn „zu viel Süßigkeit macht auch stumpfe Zähne“, sagt unser größter Dichter Kogebue irgendwo. Meine Unterthanen!

Nun ja, ich bin bemüht, ihnen durch die strengste Erfüllung meiner Fürstenschaft Liebe einzulößen; ich werde die höchsten Opfer nicht scheuen, sie zu beglücken; denn wem das Wohl von Tausenden anvertraut ist, der darf auch tausendfältige Opfer nicht scheuen. Ich werde diese Liebe erringen, denn es ist mein fester Wille, sie zu besitzen um jeden Preis. Nur lastet das Joch, das mein Vater auf sie gelegt hatte, noch zu schwer auf ihnen, die Kettenwunden sind noch nicht vernarbt, sie fühlen noch die heißesten Schmerzen, wenn das Wetter trübe ist. Der Sohn tritt nun als Arzt auf, was Wunder, wenn sie mit Verdacht auf seine Heilmittel sehen, wie der gefangene Feind von seinem Feinde nur mit Verdacht und ängstlichem Zagen den Becher Wein zur Stärkung annimmt. Habe ich nur erst so manche Idee, die mir im Kopfe spukt, in's Leben treten lassen, dem Glende der Arbeiter abgeholfen, so soll's schon rascher vorwärts gehen, denn aus dem dritten Stande muß die Liebe kommen, die den Baldachin des Thrones auf unerschütterlichen Säulen trägt. Die Liebe der Anderen ist das Schöne,

der Sammet, Atlas und Zierrath zum Schmuck des Thrones, aber die Liebe Jener ist das Gute, Nützliche, Solide, das dazu gehört, wenn er nicht wie ein Nürnberger Spielzeug zerbrechlich sein soll. — Glücklich will ich mich schätzen, wenn ich nur erst die furchtbare Kluft ausgefüllt habe, die zwischen Volk und Fürst leider herkömmlich liegt, ich meine das die Menschheit entehrende Verhältniß slavischer Unterwürfigkeit, das selbst bis auf die Kinder herab sich erstreckt. Vor einigen Tagen gehe ich in dem Garten vor der Stadt, den ich dem Volke geöffnet, spazieren. Sonst stand dieser Garten, an den mein Vater die größten Summen verschwendete, nur der fürstlichen Familie und dem Hofe offen. Ich habe ihn reich mit allerhand Lustbarkeiten ausgestattet, und es macht mir Freude, das Volk am Feierabend und Sonntag sich darin belustigen zu sehen. Aber es verdirbt mir diese Freude, wenn mein Erscheinen ihr Vergnügen stört, und so durchwandle ich denn die dunkelsten Gänge des Parks, um die Fröhlichen zu beobachten. Nur zuweilen trete ich unter sie und gehe durch ihre Reihen, dann schweigt aber Alles, und bis ich wieder verschwinde, verharrt man in devotester Stellung. O mein Freund, ist das nicht wie ein Fluch? Wo Fürsten weilen, soll keine Freude sein! O bitter, bitter! — Nun, ich wollte Ihnen erzählen, ich gehe also in den Gängen dieses Gartens spazieren und begegne einem kleinen Knaben, welcher ängstlich den Ausgang aus dem Dickicht sucht und weint. Ich frage nach der Ursache seiner Thränen und er erwiedert, er habe sich verirrt und fürchte sich, dem Fürsten zu begegnen. „Und warum fürchtest Du den Fürsten? Hat er Dir schon etwas zu leid gethan?“ Er schüttelt den Kopf. „Nicht, nun warum fürchtest Du ihn?“ — „Der Vater sagt, es sei ein gewaltiges Thier!“ Zuerst mußte ich lachen, aber der Ernst überwog bald dies Gefühl. So wird schon das Gemüth des Kindes zu slavischer Furcht gegen uns gestimmt, die sich fortpflanzt bis zum Greise, bis zum Grabe. Wie soll die Liebe Wurzel schlagen in einem Boden, den die Wurzeln der Furcht und knechtischen Unterthänigkeit mit ihren tausend und aber tausend wuchernden Armen durchranken? — Ich nahm den Knaben auf den Arm und trug ihn in mein

Gartenzimmer, fütterte ihn mit allerhand Leckereien, stopfte ihm die Taschen davon voll, schenkte ihm einen blanken Dukaten und sagte ihm nun, daß ich der Fürst sei. Natürlich fürchtete er sich nicht mehr und nannte mich immer „lieber Fürst!“ Er wollte es auch seinen Geschwistern und Spielkameraden sagen, daß der Fürst kein gewaltiges Thier sei, sondern ein lieber, freundlicher Mann, der ihm Früchte und Geld geschenkt. „Thu' das, thu' das, mein Sohn,“ sagte ich, „und sage Deinem Vater, ein böser Traum habe ihn verblendet, er solle kommen und seinen Fürsten mit wachen Augen betrachten, um zu sehen, daß er ein Mensch sei gleich ihm.“ Der Knabe versprach, mich bald wieder zu besuchen, ist aber nicht wiedergekommen. Sie haben ihn nicht wieder zu mir gelassen. Aber ich habe ihn um seinen Namen gefragt und werde ihn auffuchen. Sind die Alten zu verstockt, zu eingerostet in ihrer Knechtschaft, so will ich mir mindestens die Jugend zu einem freien Volke erziehen, und wehe denen, die es wagen, sie mir durch slavische Unterwürfigkeit zu entfremden. Ich will es strenger ahnden, als jedes Personalverbrechen, denn es ist ein Verbrechen an der ganzen Menschheit. Mein Freund, es überkommt mich recht oft eine trostlose Muthlosigkeit, wenn ich sehe, was mir zu thun auferlegt ist! Ich stehe so allein, die Großen sind mir abhold, weil ich ihren Despotismus nicht dulde; sie hassen mich, weil ich den Bissen von ihrem Munde reiße, der dem Volke gehört. — Und nun, komme ich an die Kunst, o dann möchte ich weinen, weinen, wenn der Grimm mir Thränen verstattete. Alles, Alles versunken in Schutt und Staub, Alles ausgebrannt zu Asche, todter Asche, kein Stein, keine Kohle, mit dem sich ein neuer Tempel anlegen, ein neues Feuer entzünden ließe! Da stehe ich und sinne und ringe mit mir selber und die Trümmer der Kunst rufen mir jammernd zu: memento mori! Lebend fahre ich zusammen und rufe: ja, ich bedenke, daß ich sterben muß, ich darf keine Minute verschwenden, ich habe dies Leben für mein Volk! O Gott, und lebte ich hundert Jahre, ich könnte nicht das vollbringen, was ich dem Volke schuldig bin. Der Fürst soll nicht allein für das materielle Wohl seines Volkes besorgt sein und es fördern, auch das Schöne

macht gleiche Ansprüche an ihn. Die Künste sollen auf seinem Geiste, wie auf dem Fittige des Adlers ruhen, und mit kühnem Schwunge soll er sie emportragen, bis dahin, wo die Wolken zu ihren Füßen liegen, wo Blitz und Donner tief unter ihnen dahinrollen und keine Wetter sie berühren. — Wie weit, wie weit bin ich entfernt von diesem Ziele! Diese Bühne hier ist zur Sprin-gerbude geworden, auf welcher die lächerlichste Affenkomödie gespielt wird; ich kann es nicht ertragen, auch nur eine Vorstellung mit anzusehen, Schmerz und Ekel treiben mich hinaus. Kommen Sie, liebster Dichter, kommen Sie zu mir, übernehmen Sie das Theater, schalten und walten Sie damit nach Ihrem Willen, sparen Sie nichts, aber retten Sie mir nur diesen Theil der Kunst. Ich weiß, daß Sie's können, versagen Sie mir meine Bitte nicht! Sie sollen nicht getrennt sein von Johannes, diese wenigen Meilen, bedenken Sie nur! Ich lasse Sie täglich zu ihm hinfahren, er kommt zu Ihnen — ich bitte Sie, überlegen Sie sich die Sache! Doch ich will Sie nicht überreden, Sie müssen's aus freiem Antriebe wählen. Ueberlegen Sie's mit Johannes und antworten Sie mir bald.

Amalie grüßt Sie Alle herzlich und vereinigt ihre Bitten mit den meinen. Sollte die liebenswürdige Cordelia noch dort sein, so haben Sie die Güte, ihr einliegenden Brief von Amalien einzuhändigen. Er enthält eine Einladung, meine Frau zu besuchen und einige Zeit bei uns zu bleiben. Leben Sie wohl und antworten Sie bald Ihrem Freunde . . . .

Cordelia an ihre Schwester, die  
Herrin von M.

Meine gute Laura, Du wirst Dich nicht wenig wundern, wenn ich Dir sage, daß ich hier bei der Fürstin bin, und daß diese sogar die Idee hat, mich gar nicht wieder fort zu lassen. Sie hat mich so lieb gewonnen, daß sie versichert, nicht ohne mich fertig werden zu können. Du fragst, wie ich mich entschließen konnte, Romano zu verlassen? Aber ich habe es nicht gethan. Romano ist ebenfalls hier und vom Fürsten als maitre des

arts angestellt. Der Fürst durchschaut wohl unser Verhältniß, und um Romano sicherer zu fesseln, hat man auch mich hierher gezogen. Ich bin nicht so eitel zu glauben, daß ich diesen Vorzug mir selber zu danken habe. Du glaubst nicht, Schwester, mit welcher Zartheit das fürstliche Paar unsere Liebe behandelt. Nichts thut einem liebenden Herzen wohl, als seine Liebe anerkannt und mit Zartgefühl behandelt zu sehen, denn einer keuschen Liebe thut nichts weher, als der dreiste, profanirende Blick und die unzarte Andeutung einer Mitwissenschaft. Die Liebe eines reinen Herzens ist wie eine Sinnespflanze, sie zuckt vor jeder Berührung in sich selbst zusammen und vermag nur langsam und schüchtern sich auf's Neue dem Lichte preis zu geben. Dies rauhe Berühren hat unsere Liebe hier nie zu fürchten, die stärkste Berührung, die sie erfährt, ist nur wie mit dem Flügel eines Schmetterlings. In der letzten Zeit fühlte ich mich ohnehin nicht mehr ganz heimisch bei der Tante. Sie fing an, mich mit Gewissensskrupeln und Vernunftgründen zu quälen. Sie gab mir zu bedenken, so oft sie allein mit mir war, was die Welt zu unserem Verhältniß sagen werde, was überhaupt daraus werden solle, da von einer ehelichen Verbindung keine Rede sei? Sie bat mich, vernünftig zu sein und zu bedenken, wie wandelbar die Männer in ihrer Liebe wären, wie Romano mich einst vielleicht nicht mehr lieben würde, wenn ich alt und nicht mehr hübsch sei, oder daß er sterben könne, was denn aus mir würde? Ein altes, einsames Mädchen, das armseligste Wesen der Erde. Meine Seele erbebte jedesmal bis in den Tod bei solchen Worten, der Gedanke an seinen Verlust ging wie ein tödtlicher Stahl durch sie hin und zerschnitt ihre feinsten Lebensfasern. Sie meinte, wenn ich unter den Qualen der Trennungsgedanken zuckte, ich überlegte oder ginge schon halb und halb ein in ihre Vernunftgründe und bestürmte mich dann um so eifriger. Ich hatte oft schreckliche Stunden und durfte doch gegen Niemand etwas davon zeigen, mußte sie tief, tief in mir verbergen, denn die Menschen, selbst die, welche uns am meisten lieben, sind nur zu sehr geneigt, jede trübe Miene falsch zu deuten.

Auch Sophia, die, wie ich deutlich sah, un-

ser Verhältniß erkannt hatte, fing an, mich auf eine höchst übellaunische Weise zu behandeln, was mir besonders drückend war, denn da Romano sie sehr hoch schätzt und lieb hat, so wünschte ich am wenigsten, vor ihr in einem falschen Lichte zu erscheinen.

Diesem Allen half nun Romano's Anstellung beim Fürsten und die Einladung der Fürstin für mich dorthin ab. Mit frohem Herzen verließ ich S. und bin nun hier aus all' diesen Banden erlöst. Ich darf meinen Romano lieben, ohne Zittern und Zagen vor seinem Verlust. Ich sehe in sein himmelklares Auge, aus dem mir nichts als die Sonne eines befreiten Geistes und die Seligkeit eines liebenden Herzens entgegenstrahlt. Schwester, das ist ein Glück! Ein Glück, an das keine Empfindung der Erde reicht. Das Auge des Geliebten von innerer Befriedigung wiederleuchten zu sehen, das ist das höchste Stadium des Glücks, welches ein liebendes Weib erreichen kann. Dies habe ich erreicht. In rastloser, aufwärts strebender Thätigkeit bewegt sich sein Geist, all' seine Gedanken treten hier sogleich in die Wirklichkeit, er ist nicht mehr beengt und gebunden. Er darf nicht mehr ängstlich abwägen, was die Scheere der Censur ihm von seinen Gedanken lassen wird, und darum sind diese ruhiger und gemäßiger als sonst; denn jede Gewalt erbittert das stolze Herz des Mannes und reizt ihn zu immer wilderen Sprüngen seines Geistes. Dagegen geht dieser männlich kräftig, ohne unnatürliche Sprünge seines Weges fort, wenn keine absichtliche Hemmungen seinen Weg unterbrechen. Die Regierungen thäten daher viel besser, solche Hemmungen zu vermeiden, sie würden alsdann mit einem kräftig fortschreitenden Zeitgeiste zu thun haben, statt daß der unsere in wilden, bacchantischen Sätzen zum Ziele springt.

Genug für heute, meine Laura. Ich wollte Dir so viel von meinem namenlosen Glück erzählen, so recht wie ich's empfinde, in überschwänglich seliger Wonne, von der jede Faser meiner Seele bebt, und nun? Nein, die Sprache hat keine Worte für die Liebe. Nicht das kleinste und ärmste ihrer Gefühle kann man einem Anderen veranschaulichen, wie sollte man es mit ihrem höchsten Glück, mit ihrem tiefsten Schmerze können?

Lebe wohl, grüße mir viel tausendmal alle meine Lieben, und bitte den Vater, daß er mich nicht zurück beruft. Stelle ihm vor, welch eine Ehre es sei, als Freundin einer Fürstin auf deren Schloß zu leben und gleich ihr selbst geachtet und honoriert zu sein. Stört nicht, ich bitte Euch innigst, unser Glück, einmal unterbrochen, kehrt es so überschwänglich nie zurück.

Cordelia.

Romano an Ludwig.

Endlich, lieber Junge, muß ich auch an Dich wieder denken, ob ich gleich so tief in der Arbeit stecke, daß ich einen Theil der Nacht daran setzen muß, um Dir zu schreiben. Denke nur, ich bin ja maitre des arts, also Alles, was Kunst heißt, ist auf meinen Boden verpflanzt, und ich habe genug zu thun, diese beispiellos vernachlässigte Pflanzung nur einigermaßen wieder in Ordnung zu bringen. Der Fürst geht mit mir um wie mit einem Bruder, er thut auch nichts, ohne sich mit mir darüber zu berathen. Daß mich seine Minister nicht lieben, kannst Du Dir darnach vorstellen. Mich stört das nicht, ich geh' meinen Weg. O, wer hätte mir das geweissagt, daß ich noch so glücklich werden solle? — Der Fürst hängt an mir mit einer Liebe, die ihres Gleichen sucht, er ist ein so edler, geistreicher und richtig fühlender Mann, daß man ihm die höchste Achtung und Liebe nicht versagen kann. Es ist zwischen uns ein so freies und ungezwungenes Verhältniß, daß all' die speichelleckerischen Servilen den Tod haben würden vor Entsetzen, wenn sie es sähen. Er arbeitet Tag und Nacht für das Wohl seines Völkchens, er raubt sich jede Ruhe, jedes Vergnügen, entbehrt des nöthigsten Schlafes, um seines Landes Glück zu fördern; er ist ein Fürst, wie ihn Gott gedacht, als er fürstliche Gewalt gestattete. Während er nun die materiellen Interessen des Volkes leitet und fördert, Sorge ich für die geistige Nahrung desselben. Die Kunst in all' ihren Zweigen zu heben ist meine Aufgabe. Bei der Versunkenheit derselben eine Herkulesarbeit, ja oft ein Sphynx-Räthsel. Aber ich hoffe, ich hoffe! Der große Geist wird seine Schwingen auf mich niedersenken, mich kräftigen und stärken,

das Lebensrathsel zu lösen und mich vor dem grausen Sturz bewahren. Jede Kunst soll dem Volke hier eine freie Schule eröffnen, welche von den tüchtigsten Lehrern auf's Beste geleitet wird, so daß auch der Aermste nicht durch Mangel an Mitteln verhindert werde, ihr anzugehören, wenn die Natur ihn dazu befähigte. Museen werden eröffnet, in welche Niemand der freie Eintritt verweigert ist, damit das Auge des Volkes sich an das Große und Schöne erfreue und bilde. Das Theater soll aus seinem Schutte erstehen und hervorgehen, wie ein Phönix aus seiner Asche. Ich werde eine Künstlerschule bilden, in der dem Schauspieler der Schleier von dem Geiste des Dichters genommen wird, daß sie ihn klar erblicken und ihn erkennen lernen, wie sich selbst. Nicht das „wie er sich räuspert und wie er spuckt“ sollen sie dort lernen, nein, wie er denkt und fühlt und empfindet. Nicht wie er Arm, Fuß oder Kopf auf diese oder jene Seite wirft, nein, wie er Geist und Seele seiner Aufgabe von allen Seiten betrachten, verstehen und in sich aufnehmen mag. Ich will sie verbannen die leidige Affenkomödie und Marionettenspielerei. Der Geist soll diese Bühne mit Leben und Seele durchdringen, und nicht eins von den Stücken will ich geben, die von dem Schauspieler nichts fordern, als eine gute Lunge und ein Gedächtniß für geistesleere und seelenlose Tyraden. An ihnen stirbt der Geist des Künstlers, wie wir leider zu unserer Schmach heute sehen. Ich will diese Bühne zu einer Schule des Volkes machen, darin es den Geist dieser Zeit soll kennen und seine Sprache verstehen lernen. Ich will — o Gott, was will ich nicht Alles! Gieb mir nur Kraft, es auch zu vollbringen. — Für heute genug! Die Natur fordert ihre Rechte. Daß man schlafen muß, wenn große Werke den Geist beschäftigen! „Kurz ist das Leben einem kühnen Triebe!“ sagt Immermann so richtig. Ach, ich möchte keine Minute davon verlieren, denn wer kann wissen, wann ihm sein Ziel gesteckt ist und wie bald er herausgerissen wird aus all' seinen Werken? Lebe wohl!

Romano.

Johannes an Romano.

Mein Romano, es ist mir unmöglich, Deiner und des Fürsten liebevoller Einladung zu folgen und der ersten Vorstellung Deiner neuen Theatergesellschaft beizuwohnen. Wie leid dies mir thut, kannst Du Dir nach meiner Liebe zu Dir berechnen, und es bedarf dazu meiner Versicherung nicht. Ich sende Dir dafür Sophie und Anna, Bloomberg wird sie geleiten. Sophie scheint mir der Zerstreuung besonders sehr zu bedürfen, sie ist seit lange schon in einer so wechselnden Stimmung, wie sie sonst bei ihr nie vorkam. Sie weigerte sich zwar zur Mitfahrt, indeß half mein Zureden. Sie werden Euch auch willkommen sein, ich weiß es, und darum ließ ich Deine holde, freundliche Cordelia gewähren, als sie Anstalt machte, das ganze Städtchen hier aufzupacken und mitzunehmen. Leider sind meine Geschäfte hier so sehr überhäuft, daß es mir bei der größten Lust und dem besten Willen unmöglich ist, selbst zu kommen. Ich darf jetzt um so weniger hier fort, da die Chikanen, die die Kirche mir bei all' meinen Unternehmungen in den Weg legt, in's Unglaubliche gehn. Von den Kanzeln herab eifern sie gegen mich, untersagen ihren Beichtkindern jeden Umgang, ja jedes Zusammenkommen mit mir, als eines Pestkranken, der Alles um sich her mit seiner gräßlichen Krankheit anstecke. Eine schwere Buße trifft diejenigen Katholiken, welche sich unter meinen ärztlichen Schutz begeben oder ihre Kinder in meine Schule schicken. Doch anstatt mir Schmerz und Aerger durch dieses abscheuliche Benehmen zu verursachen, haben sie mir Freuden dadurch bereitet, Freuden groß und unendlich, wie sie uns im Leben nur selten zu Theil werden. Ich habe durch ihren Befehl gegen mich erfahren, wie die von meiner Gesinnung denken, die einst meine Beichtkinder waren. Ich habe erfahren, wie mein Wort, meine Lehren, meine Thaten auf sie gewirkt haben. Nur zwei Kranke entfernten sich nach diesem Befehl aus meiner Anstalt, und von den Kindern wurden von sechszig Katholikenkindern nur vier aus meiner Lehranstalt zurückbehalten. Mehrere der Eltern kamen zu mir nach jenem Kanzelbefehl und versicherten mir, sie würden, wie es auch immer kommen möge, doch nie den Mann verläugnen, der ihnen zuerst das Licht

des Geistes entzündet habe, der zuerst in der öden Nacht ihres blinden Fanatismus und Aberglaubens eine hell leuchtende Kerze gewesen, bei deren Schein sie ihren Irrthum, ihren Wahnsinn erkannt. — Romano, was waren alle Leiden gegen diesen Augenblick? O Gott, wäre meiner Seele in dieser Stunde die ganze Welt mit all' ihren Schmerzen aufgebürdet worden, sie hätte sie getragen wie einen Federball, so riesenstark hätte das Glück sie gemacht. Ich habe nicht umsonst gestrebt, gelitten und gerungen, mein Tagewerk war kein fruchtloses. Ich habe Ketten des Geistes gesprengt und die Gefangenen aus dem dunkeln Kerker hinaus an das helle Licht des Tages geführt. Ehre sei Gott in der Höhe! der mich stärkte und kräftigte! Ich will nicht erbeben, ob auch das Schwerste noch übrig wäre zu thun! Ja, mein Romano, ich fühle mich stark genug, in den Kampf gegen das ganze Chaos dieser Römlinge zu treten. Ich fühle Riesenmark in den Knochen meines Geistes, und Du sollst nicht erstaunen, wenn Du mich einer Welt den Fehdehandschuh hinwerfen siehst. Doch genug hiervon. Wir wollen nicht schwagen, sondern handeln! Das Wort darf nur da die That sein, wo es ihr gleich ist an Macht, oder wo die That unmöglich wird, wo man aber durch Thaten reden kann, da soll man die Worte sparen. —

Daß Du nach Göthe's Egmont, womit Du würdig die neu erschaffene Bühne eröffnest, Sufkon's Herz und Welt gewählt, ihm zu folgen, hat mich in doppelter Hinsicht gefreut. Schon im Titel ist ein Theil der Gründe für meine Freude an dieser Wahl gerechtfertigt. Herz und Welt. Dies „und“ ist nicht der Knoten zweier schon von Haus aus für einander bestimmten Bänder, es ist die Kette, die zwei feindliche Wesen an einander schmiedet. Dies „und“ ist der Blitz des Zeus, der Prometheus und den Felsen verbindet. Der Kampf liegt in der Zusammenstellung der beiden Worte begründet. Und Kampf wollen wir sehen, denn wir leben in einer kampfesmuthigen Zeit. Aber nicht die materiellen Waffen des Leibes wollen wir schwingen sehen, sie werden uns mehr und mehr entbehrlich, nur die Kämpfe des Geistes und der Seele interessieren uns noch, denn nur aus ihnen kann der Sieg hervorgehen, der

uns zu freien Menschen machen und unsere Ketten sprengen wird. — Werner ist einer der Führer, die uns über das Schlachtfeld des Geistes geleiten. Jede Wunde, jeden Todesstoß berührt er mit deutendem Finger, und zeigt uns die Waffen, die die Welt im Kampfe mit dem Herzen gebraucht. Werner als Drama mag seine Schwächen haben, aber seine Schönheiten im Reiche des Geistes und der Seele überwiegen bei Weitem diese Schwächen. Jede im Stück vorkommende Person führt uns in dies Reich, und eine jede beschäftigt uns mit anderen Kämpfen, darum fordert eine jede Rolle vom Schauspieler, daß er nicht unbekannt sei mit der Innenwelt. Jede Rolle fordert ein Studium der Seele, und deshalb hat Werner nur so wenig angesprochen, weil die meisten Schauspieler von heut das Dasein der Seele in einer Rolle nicht mehr ahnen, und weil das große Publikum nicht mehr gewöhnt ist zu denken, wenn es in's Theater geht. Es will nicht mehr die Speisen des Geistes im Ganzen vorgesetzt, sondern hübsch in feine Bissen zerschnitten und mit einer langen Sauce übergossen haben, damit es dieselben nach Bequemlichkeit aus der Suppenterrine des Drama's löffeln könne. — Nun, ich freue mich darum, daß Du gerade dies Stück gewählt hast und Deine Schauspieler vom Anfang an das Studium der Seele gewöhnst. Ich rufe Dir von ganzem Herzen mein „Glück auf!“ zu, denn mehr als man glaubt ist der Schauspieler und Vorstand des Theaters der Bergmann, welcher die blitzenden Edelsteine des Geistes an's Licht des Tages fördert. — Ich schließe, meine Zeit ist ängstlich gemessen. Laß Dich's nicht verstimmen, daß ich nicht komme, ich bin im Geiste bei Dir und geleite Dich durch die schwere Zeit bis zum Siege. Deine Cordelia ist ein Engel, sie hat hier Männern und Weibern den Kopf verdreht. Du kannst sie gar nicht herzlich genug lieben. Sie ist eine Blume, wie sie nur alle tausend Jahre einmal im Garten der Menschheit erblüht. O Romano, vergiß es nie, was sie Dir geopfert und was Du ihr schuldig bist! Niemand vergißt so leicht empfangene Opfer, Niemand vergilt so schlecht genossene Liebe als ein Mann! Und wenn wir bedächten, daß ein Weib in ihrer Liebe uns ihr Alles giebt, wenn wir bedächten,

daß wir mit ihrer Liebe auch ihr unsterblich Theil, ihren Geist und ihre Seele zertreten, wahrlich, wir wären dankbarer gegen ein liebend Weib. Doch Du, Romano, Du wirst mir diesen Schmerz niemals bereiten, und so lebe wohl! Gott segne Deine Liebe, segne Dich! Dein

Johannes.

Romano an Johannes.

Mein theurer Freund, mich mit Dir zu unterhalten, ist mir Bedürfniß wie Luft und Licht; mir ist als könnte meine Seele nicht athmen, wenn ihr Athem bei Dir nicht ihr Ziel fände. Darum denke, ich saß an Deiner Seite und schüttete meiner Seele ganzen Inhalt in die Deine. Sieh, Johannes, es ist ein Unglück, daß ich nichts in der Welt mit Ruhe zu vollbringen vermag! Wie sehr beneide ich die, die sich, auf dem Rücken liegend, langsam von den Wellen des Lebens an das Ziel tragen lassen, ohne Kummer, ob heute, ob morgen dies Ziel erreicht werde. Aber ich? Ein furchtbares, inneres Drängen ruft mir jeden Tag zu: eile, eile, Du hast nur noch diesen Tag! Morgen, ein Morgen giebt's nicht mehr! Und in athemloser Hast, Angst und Unruhe stürze ich mich auf das Leben, dem Tage eine dreifache Dauer wünschend, um ein Herkuleswerk an ihm zu vollbringen. O Johannes, ich möchte jetzt nicht sterben, ich bin so glücklich, ich habe den Plag einer freien Wirksamkeit errungen, ach, es ist so schön, frei zu sein! Ich möchte noch nicht sterben! Und doch, ich fühle es, diese innere Ruhelosigkeit reißt mich auf; ich fühle mich oft so sterbensmatt, so aufgelöst in allen Lebenskräften, daß nur eine neue Aufstachelung des Geistes mir ein künstliches Leben wiedergiebt. Sage mir, Johannes, was ist es doch, daß so manches Menschen Geist niemals Ruhe findet auf der Welt? War er eine Schwalbe, die mitten im Himmelsfluge von einem Geier zerrissen wurde? War er ein Stern, der ausgelöscht wurde, bevor er seine Bahn vollendete? Warum findet er nicht Ruhe? Warum diese namenlose Sehnsucht, die er selber nicht zu deuten vermag? Es ist ein Unerforschliches um den Geist, und alle Fragen um sein woher? und wohin? sind vergebens. Aber so gewiß es ist, daß der Körper

vergeht in Fäulniß und Tausenden von Wesen Leben und Nahrung giebt, so gewiß auch ist es, daß der Geist nicht untergeht, sondern fortlebt, in tausend Wesen fortlebt, die ihn einathmen, wenn er frei geworden von den Ketten des Leibes. So lange er in mir ist, ist er mein und ich kann ihn benutzen nach meinem Gefallen, bin ich oder ist mein Körper nicht mehr, so strömt der Geist in die ewige Freiheit hinaus, wird ein Theil des Zeitgeistes, der die Welt beherrscht, und meine Nachwelt athmet ihn als Luft mit dem Munde der Seele ein. Der knechtische Geist ist der Gasstoff, er liegt als ein drückender Nebel auf der Brust der Völker, aber man zwingt ihn in eiserne Röhren und er verzehrt sich an dem Lichte des freien Geistes, das sich über der Mündung dieser Röhren entzündet. So viele Tausende, ach, was sag' ich, so viele Millionen sind verblutet unter dem Henkerschwert der Tyrannei, und ihr Geist hat sich, noch fluchgeschwängert gegen die Knechtschaft, die sie getragen, über die Nachwelt verbreitet. Auch die Tyrannen sind gestorben, aber weil sie sich sättigten in ihrer wilden Lust, so verzehrte sich der größte Theil ihres Geistes, und auf die Nachwelt kam nur ein Drittheil so viel als von dem freien Geiste. Daher die immer größere Verbreitung des Freiheitstrebens in der Brust der Menschen, daher der wilde Kampf der Despotie gegen die Freiheit. Jene fühlt ihren Untergang, ihr nahes Ende, sie rafft sich mit all' ihrer letzten Kraft auf und tritt, aufgestachelt und blind vor Zorn, in die Schranken. Aber eben dieser blinde Zorn ist es, der sie völlig zu Grunde richtet, durch den, weil sie nicht um sich steht, sie gerade in die Grube rennt. — So denke ich mir das Fortleben des Geistes als Zeitgeist oder im Zeitgeiste, und darum bin ich rastlos bemüht, den meinen zu der ihm allerhöchst möglichen Vollkommenheit auszubilden, um entweder, so lange ich noch freie Schwaltung über ihn habe, durch Wort, Werk und That zu nützen oder meiner Nachwelt eine Erbschaft zu hinterlassen, an der sie ihr heiliges Aufwärtstreiben, ihr Freiheitsringen zu nähren vermag. Börne starb in unerschöpfter Geisteskraft, die Gedanken seines im Körper lebenden Geistes hinterließ er uns in seinen Schriften, sie sind ein Gebetbuch der Freiheit und stündlich bete

ich aus ihnen für die Menschheit. Aber diese Schriften sind nur die Zinsen von dem gewaltigen Kapital, welches die enge Schatulle seines Leibes umschloß, ausgeschüttet ist es über die Menschen gekommen und Tausende sehen wir seit seinem leiblichen Sterben von der Gluth seines ewigen Lebens angefaßt und entzündet. Darum ist es unsere heiligste Pflicht, dies Kapital in uns wie in Anderen zu mehren, damit es als eine namenlose Summe der Nachwelt überkomme und sie sich damit frei kaufe von den Ketten der Tyrannie. Aber auch die Zinsen dürfen wir nicht vergessen, denn unsere Mitwelt soll davon zehren und die Nachwelt soll aus ihnen ein neues Kapital bilden. — Ich muß lachen, Freund! Ich habe mich so in Zinsen und Kapital und Kapital und Zinsen hinein gewühlt, wie Rothschild in seine Millionen, und Du wirst sagen: gelt, man steht an Deinen vom Zählen krummen Fingern Dir ewig den Juden an. Thut nichts! Ich bin stolz darauf, ein Jude zu sein! Mein Börne war ein Jude, Beck, Heine halb und halb, Hebbel, die Rahel, sie Alle sind Juden, und ich sollte nicht mit Stolz ausrufen: „Auch ich bin ein Jude!“ Genug für heute, morgen mehr über Anderes.

† Am anderen Tage.

Es ist eigentlich nur eine Fortsetzung unseres gestrigen Themas, wenn ich heute über die dramatische Kunst mit Dir spreche. Das Drama ist der Kanal des Geistes, der mitten durch die Stadt der Völker gehend, im Weltmeere ausmündend, sie mit allen Nationen der Welt, mit allen Geistern der Zeit in Verbindung setzt. Das Drama soll nicht der Epilog oder Nekrolog einer Zeit sein, es darf nur ihr Prolog sein, der sie bei uns einführt oder uns ihre Leiden, Schwächen, Leidenschaften, ihr Wünschen und Wollen erklärt und faßlich macht. Es darf nur die Moral einer vergangenen Zeit sein, die uns belehrt, was an ihr zu meiden, was an ihr zu loben war, denn das Drama will es bewirken was es soll und wozu es vom Hause aus bestimmt war, daß es nämlich die Schule des Volkes werde, darf nur erleuchtend und belehrend auf den Geist des Volkes wirken. Zeigt es den Sieg des Lasters über die Tugend, der Gewalt über das Recht, so ist

dies ein Unrecht an dem Drama und am Volke, wenn es nicht mindestens auf den Pfad dessen führt und uns andeutet, wie beides hätte können vermieden werden, wenn nicht die Tugend all zu sorglos, das Recht all zu schwach gewesen, sich zu behaupten. Ein Faustrecht darf in keinem Drama walten, dies ist durchaus ein Vergehen an der Kunst und am Geiste. Das Drama soll dem Volke die Rechte der Menschheit erklären, sie mit allen Regungen der Zeit, des Geistes und der Seele bekannt machen, daß es seine Zeit und deren Geist in jedem Verhältnisse verstehen und erkennen lernt. Das Lustspiel hat den Zweck, die Schwächen und Narrheiten der Zeit zu geißeln und sie wie Warzen mit dem Teufelsstein der Lächerlichkeit von dem Antlitz der Gesellschaft hinwegzubringen. Daß schon Shakespeare dieser Ansicht war, hört man an den Worten des Hamlet: „Die Schauspieler sind der Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters. Es wäre Euch besser, nach dem Tode eine schlechte Grabchrift zu haben, als üble Nachrede von ihnen so lange Ihr lebt.“ Die jüngeren Dichter haben dies erkannt und in ihren dramatischen Werken diese Erkenntniß kund zu geben gesucht. Besonders aber ist es Gutzkow, der mit kühnem, zweischneidigem Geiste seine Zeit und Vorzeit zu zerlegen, ihre Schwächen deutlich zu machen und auf die Anwendung ihrer Vortheile und Fähigkeiten hinzuweisen versteht. Laube hat Aehnliches im Sinn und Willen, aber sein Geist hat nicht Gutzkow's Prägung, nicht seine haarscharfe Sezierschneide. Gutzkow's Geist ist ein Damazenerschwert, auf ein Haar spaltet es die Sache in zwei Hälften und zeigt uns ihr Inneres, Laube's Geist ist ein Galanteriedegen in glacielederner Scheide. Er zieht ihn selten hervor, sondern trägt ihn nur als Bier-rath bei Hoffesten an seiner Seite. Zum Spiel plänkelt er wohl einmal damit herum und läßt seine Klinge in der Sonne einige bunte Farben spielen, schlägt auch wohl einmal „drein, daß es klatscht“, doch dies ist auch Alles, was man von ihm erwarten darf. Die Helden seiner Schauspiele sind Geschöpfe ohne Mark in der Seele, sie vereinen den windigen Leichtsinns des Franzosen mit der phlegmatischen Unthätigkeit des Deutschen. Das „morgen, morgen, nur nicht heute“ hat ih-

nen so gut gefallen, daß sie darüber vergessen haben, die folgenden Strophen zu lernen. Laube ist in Frankreich zum Franzosen, oder besser gesagt, zum Halbfranzosen geworden. Er hat nicht verlernt, deutsch zu sprechen, aber er hat deutsch zu denken verlernt. Er hat auf dem schlüpfrigen Pariser Parquet den festen Tritt des Deutschen verlernt und seine Helden hüpfen mit seidnen Strümpfen und Tanzschuhen auf dem kalten, nordischen Boden einher. Darum haben sie auch Alle den Schnupfen und man muß ihnen in jeder Minute zurufen: Gott stärke Euch! Monaldeschi ist ein charakterloser Avanturier, der, wenn gleich interessant, doch dramatisch unbedeutend ist, Struensee's Seele ist wie ein Regenwurm ohne Knochen, lauter Gelenk. Im Augenblick der Revolution, im Augenblick, wo nicht allein sein Alles, sondern auch das Wohl des Volks, das Wohl Mathildens auf dem Spiele steht, in diesem Augenblicke liegt er zu den Füßen eines Weibes, und stände nicht auf, wenn gleich die Welt darüber in Stücke ginge. Struensee ist ein verliebter Schwärmer, und es giebt nichts Lächerlicheres, als einen Solchen nur an der Spitze einer Faction, geschweige denn an der Spitze einer Regierung stehen zu sehen. Niemand wird Oven Goldberg tabeln, der einen so schwachen Menschen um jeden Preis von einem solchen wichtigen Posten zu entfernen sucht. — Sein Rococco, welches auf französischem Boden spielt, ist naturgetreuer, aber nicht dramatisch richtiger. Er zeigt uns die Schlüpfrigkeit des Hoflebens, aber er hat nicht einmal einen mißbilligenden Blick, geschweige denn eine Geißel dafür, es zu strafen. Er kokettirt mit der Unmoralität wie ein Weib mit ihrem küßigen Munde. Laube ist ein tüchtiger Journalist, ein graziöser Belletrist, aber ein dramatischer Dichter wird er niemals werden. — Aber ich bin abgekommen, weit ab von meiner Bahn, kehren wir zurück! Hebbel steht wie ein Gigant da, er hat nicht Gutzkow's hellpolirte Klinge, er hat eine Keule, er verwundet nicht, er zerschmettert. Er zeigt uns die krüppelhaften Weltverhältnisse, nicht um sie zu bessern, er reißt sie wie raupenfräßige Bäume mit der Wurzel heraus und schleudert sie in die vernichtende Flamme. Er ist wie ein Gottesgericht: Sieg oder Tod, oder Sieg und Tod. — Pruz ist ein

ungeschliffener Stahl, Glanz und Schärfe liegt in ihm, aber er kann ihn nicht herausstrahlen und kann nur hauen, nicht stechen oder schneiden. — Wehl ist ein Diamant, der einst an der Dichterkrone glänzen wird. Sein Siebeneichen ist wie die Thräne im Auge eines deutschen Mannes: eine echte Perle. So steht die deutsche Bühne, reich wie ein Krösus und doch in Bettlerlumpen gehüllt, vor der Gegenwart. Sie ist wie ein Geizhals, der auf seinen Schätzen verhungert, weil er es nicht über sich vermag, seine Goldstücke unter die Menschen zu bringen. Seitdem auch die Bühne ein polizeiliches Institut geworden, kannst Du Alles auf ihr suchen, nur keinen Geist. Wie käme auch der Geist zu einem rothen Kragen? Wie schlage er seinen Wohnsitz im Polizeibureau auf? Der Beruf der Bühne ist zugleich der Antipode der Polizei, und da Diese gute, rindslederne Stiefel trägt, so ist es ihr ein Leichtes, die Füße ihres Gegensüßlers zu zertreten. Sie wissen sehr wohl, daß das Volk mehr von der Bühne, als von der Kanzel lernt, und darum verbannen sie so ängstlich jede geistige Regung von ihr, denn sie haben nur zu gut behalten, daß Börne sagt: „Man kann verhindern, daß Völker lernen, aber verlernen machen kann man sie nichts!“ Darum wollen sie verhindern, daß das Volk lerne, damit sie nicht die unnütze Mühe haben, es etwas verlernen zu machen. So meinen sie den Geist der Zeit zu erdrücken, indem sie ihn überall, wo er sich öffentlich zeigt, verbannen und ihren hölzernen Stöpsel auf die Spiritusflasche stecken. Da die Thörichten, sie sehen nicht ein, daß der mit Gewalt zurückgehaltene Geist zuletzt nicht allein den Stöpsel herausreißt und hoch in die Luft schleudert, sondern auch die Flasche sprengt und ihre Scherben ihnen in's Antlitz wirft. Man will weder den Ernst noch den Scherz auf der Bühne mehr gestatten, man will nur Flachheit, Trivialität und die ausgesuchtesten Fadaisen. Schlimme Zeit, wo der Ernst verboten und der Scherz gefürchtet ist! Es wird in der That noch dahin kommen, daß nicht allein das Drama von der Polizei bewacht wird, sondern daß man auch noch, wie Mundt sagt: „jedem Theaterbesucher einen Polizisten in der Tasche mitgiebt“, um jedes Lächeln und jede Thräne amtlich zu kontrolliren. Ge-

nug! Diese Stellung der Bühne hat mir alle Lust an ihr zu Gift gemacht, ich will darum meine Betrachtungen schließen. Aus Unkrautsaamen kann keine Rose entsprossen, aus dieser Bühne kein Tempel der Kunst.

Einige Tage später.

Diesmal, liebster Freund, komme ich nicht als „Abgesandter der ganzen Menschheit“, sondern in Sachen meines eignen kleinen Herzens. Ach, es ist so voll Angst und Kummer, so namenlos bedrückt und bedrängt, ich muß, obgleich Du mich schelten wirst, es dennoch vor Dir ausschütten. Sage mir, Johannes, sollte es möglich sein, daß Cordelia — ich bitte Dich, lache nicht, es ist mir furchtbar ernst — daß Cordelia mich einst nicht mehr lieben könnte? Sollte sie meine Liebe einst nicht mehr verstehen, nicht mehr erkennen, sollte sie einem Anderen angehören können? O Gott, der Gedanke macht mich wahnsinnig! Der Hofmarschall des Fürsten, ein schöner, geistreicher und, wie die Damen versichern, liebenswürdiger Mann, bewirbt sich ganz offen und, wie es scheint, in der ernstesten Absicht um ihre Gunst. Er würde sie heirathen, wenn sie darein willigte, gewiß, er würde es! Und sie? Johannes, wenn sie einwilligte? Heiliger Gott! Er ist schön, jung, liebenswürdig, reich, von hohem Rang, ist das nicht genug, ein Weib fünfmal zu gewinnen? Ich habe keinen ruhigen Augenblick! Auch ihr habe ich meine Angst, meine Besorgniß schon merken lassen. Auf Augenblicke schmeichelt sie sie dann mit ihrem süßen Wesen mir aus der Brust heraus, kaum aber halten ihre Arme mich nicht mehr umschlossen, kaum ruhen ihre Lippen nicht mehr auf meinem Munde, ihr Haupt nicht mehr an meiner Brust, kaum blicken ihre himmelsklaren Augen nicht mehr in die meinen, so beginnt auf's Neue diese furchtbare Dual in meiner Brust. Und was, was kann ich ihr bieten, gegen Jenen? Nicht einmal meinen Namen, nur mein Herz, nichts als mein Herz! Ach, das ist so viel, so viel, aber auch so wenig, so blutwenig! Versteht ein Weib die Liebe eines Mannes zu würdigen? Wird sie nicht den weltlichen Gütern den Vorzug geben? Die Liebe des Mannes ist ein schattenreicher Baum, aber die Weiber lieben Blumen,

womit sie ihren Nipptisch schmücken und ihre Toilette verschönern können, mehr als den Baum, in dessen Schatten sie höchstens angenehm zu träumen vermögen. O Johannes, wenn auch Cordelia —? Es ist doch ein Anderes um den festen, verbrieften und bestiegelten Besitz, als um dies nur vom Herzen abhängige an einander geknüpft sein. Vorurtheile, ich sehe es mit Schrecken, Vorurtheile sind mächtiger über uns als der Geist. — Wenn sie mich verriethe, wenn sie einem Anderen —? Ha, nein, eher wollte ich sie ermorden, eher wollte ich — ja, eher wollte ich zum Teufel an ihr werden, als sie mit meinem Herzen spielen sehen! Es wäre mir ein Leichtes, sie von meinen Händen sterben zu sehen, gegen das Gefühl, sie mir treulos zu wissen. Ich habe nie begreifen können, wie man den Othello um seiner That willen so sehr verdammen möge, ich wäre um weniger, als wessen Desdemona beschuldigt wird, eines Gleichen fähig. Der Gedanke an eine Treulosigkeit, nur die geringste, der Gedanke, daß sie nur in ihrem Herzen prüfende Vergleiche zwischen mir und ihm anstellen könne, dieser Gedanke allein macht mich schon rasend. — O Johannes, verzeihe mir, zürne, zürne mir nicht! Bedauere mich! Es ist eine Dual, wie nur die Hölle sie ersinnen kann, es ist ein Gift, das nicht tödtet, das nur langsam aufzehrt und den Geist zerrüttet. O, es ist eine Empfindung, die den Menschen zur wilden, blutdürstigen Bestie macht. Nur der es nie gefühlt, nur der kann mich verdammen! O Johannes, verdamme mich nicht, weil Du es nie gefühlt! Vergieb mir und habe Mitleid mit Deinem

Romano.

Cordelia an ihre Schwester, die  
Obrißin M.

Meine Schwester, Du hast lange nicht an mich geschrieben und der Vater schreibt mir fast gar nicht mehr, Cäcilie ist die Einzige, die mir manchmal Nachricht von Euch Allen zukommen läßt. Zürnt Ihr mir? Habt Ihr mich vergessen? Ach, ich denke so viel an Euch! Ich möchte gern bei Euch sein, wenn nicht die stärkeren Bande der Liebe mich an diesen Ort fesselten. Schwester, der

bisher so klare Himmel dieser Liebe fängt an, sich recht schwarz zu überziehen, und ich fürchte, daß binnen Kurzem ein schreckliches Unwetter über mich losbrechen wird. Die Eifersucht, Laura, kennst Du die Eifersucht? Sie ist die Hyder, der tausend Köpfe wieder wachsen, wenn man den einen ihr raubte, sie ist der Riese Antäus, kannst Du ihn nicht in den Lüften ersticken, so gewinnt er stets neue Kräfte, wenn er den mütterlichen Boden nur berührt. Weh mir, ich kann das Ungeheuer nicht tödten, ohne die Brust des Geliebten zu verwunden, und eher wollte ich selber unter tausend Martern sterben, als ihm zu der namenlosen Qual, die er erduldet, auch nur einen einzigen Grad noch hinzufügen. Der Hofmarschall des Fürsten macht mir den Hof, oder besser zu sagen, er hat sich allen Ernstes um mich beworben. Davon darf natürlich Romano nichts wissen, die Angst, Unruhe und Qual würde ihn tödten. So lange er Hohenau's Zuvorkommenheit nur für eine leere Galanterie hält, wird er sich eher beruhigen, als wenn er weiß, daß Jener wirklich ernste Absichten auf meinen Besitz hegt. Indes hat Hohenau sich in der That um meine Hand beworben, natürlich versagte ich sie ihm, da ich aber keinen entscheidenden Grund anzugeben wußte, so kann ich's nicht verhüten, daß er seine Galanterie und höchste Aufmerksamkeit gegen mich fortsetzt. Dies versetzt nun Romano in eine so qualvolle Unruhe, in eine so ruhelose, krankhafte Gereiztheit, daß kaum Minuten hingehen, in welchen er nicht gepeinigt und voll Schmerzen ist. Wie ich Alles vermeide, was seine Pein irgend vermehren oder aufreizen kann, davon, Schwester, hast Du keinen Begriff. Um ihn zu beruhigen, habe ich mich vierzehn Tage lang krank melden lassen und bin nicht aus meinen Zimmern gegangen, habe auch Niemand bei mir gesehen, als die Fürstin und Anna Gottwalt, die auf Bitten der Fürstin einige Zeit bei uns zum Besuch und jetzt völlig wieder hergestellt ist. Aber selbst Anna beargwöhnt er und meint, sie werde sich nicht weigern, mir Briefe von Hohenau zuzutragen. Ich darf mich kaum vertheidigen, er geräth in einen fast wahnsinnigen Zorn, und mir bleibt nichts übrig, als mit der süßesten Schmeichelei, mit den zärtlichsten Liebkosungen diese Befürch-

tungen in jeder Stunde aufs Neue aus seiner Seele zu bannen. O Gott, wie gern wollte ich dies Alles ertragen, es ist ja meine Pflicht, es ist ja mein Beruf, Alles von ihm zu erdulden, und mit Freuden auch würde ich es, wenn nur er nicht so entsetzlich dabei litte! Aber seine Qualen zerreißen mein Herz! Erst gestern hatte ich eine schreckliche Scene. Er begegnet dem Hofmarschall auf der Treppe, dieser geht vor ihm her, und als sich Romano umsieht, ist Hohenau auf dem Corridor ihm aus den Augen verschwunden. Wo kann er nach seiner eifersüchtigen Einbildung anders sein, als bei mir? Ich sitze ruhig, in tiefe Gedanken versunken, am Sticrahmen, als Romano mit gewaltigem Geräusch die Thüre aufreißt und mit ganz verstörtem Gesicht hereinstürzt. Daß ich so aufgeschreckt, entsetzlich allarmirt bin, wer wohl kann es mir verdenken? Er aber sieht es für ein Zeichen der Schuld an, reißt mich empor, und mit Gewalt will er mich zwingen, ihm zu gestehen, wo Hohenau sei? Was soll ich sagen? Ich bat, ich flehte, ich weinte, Alles vergebens, erst als er so matt geworden, daß er zusammensank, ließ sein Zorn nach. Als er nun hörte, der Hofmarschall sei beim Fürsten, war er vor Reue und Kummer ganz zerknirscht. Dies ist mir schmerzlicher als Alles, sein Zorn ist mir leichter zu ertragen, als seine Reue und seine Bitten um Vergebung. Sie zerreißen mein Herz! O Gott, Laura, er ist so gut, so gut und so unglücklich! Tag und Nacht muß ich darüber weinen und auf ein Mittel sinnen, sein Elend zu mildern! Rathe mir, was kann ich, was soll ich thun? Was kann ich beginnen, ohne ihm weh zu thun, diese Qualen zu lindern? Ich weiß, Du wirfst mir Strenge, Kälte gegen ihn rathen, aber nein, thue das nicht! Ich kann, ich darf diesen Rath nicht befolgen! Er hat mir all' die Güter, die ich besitze, gegeben, er ist der Schöpfer meines Geistes und meiner Seele, ich darf ihn nicht unsanft berühren, und dürste ich es, ich könnte es nicht! Jeder Dorn, der ihn ritzt, ist ein Dolchstoß für mein Herz, selbst in dem Augenblicke, wo er mich in den Staub tritt, denke ich nur an seine Schmerzen, nicht an die meinen. Daß der Vater durchaus meine Rückkehr will, darf ich ihm gar nicht sagen! Ich bitte Dich, Schwester, ver-

möge den Vater einzuwilligen, daß ich hier bleiben darf! Ich kann, ich darf Romano in diesem Seelenzustande nicht verlassen. Es würde ihn zu furchtbar treffen. Ich hoffe bald eine Linderung seiner Qual, denn die Fürstin hat mir vertraut, daß der Fürst den Hofmarschall zum Gesandten ernennen und ihn von hier entfernen will. Die Guten, sie thun es für uns, für unser Glück, denn Beide haben längst bemerkt, wie gequält wir Alle sind. O Schwester, welch ein Glück, mit zartfühlenden Menschen umzugehen. Man entbehrt der uns so oft beschwämenden Worte; um sich zu verständigen, bedarf es bei ihnen oft nur eines Blickes. Laßt mich hier, ich bitte Euch, laßt mich hier! Ich bin trotz allen Qualen hier so glücklich, und ich will lieber gemißhandelt und zertreten, als fern von ihm sein! Ich bitte Euch, laßt mich bei ihm! Ich habe Euch auch gewiß Alles recht, recht lieb, aber ihn habe ich noch viel lieber. Ihr dürft mich deshalb nicht schelten, ich bin sein Geschöpf, darum gehöre ich ihm als zweiter Theil seines Wesens an. Deswegen bin ich aber dennoch Deine treue Schwester

Cordelia.

Ludwig an die Freunde.

„Lieben Freunde, es gab schönere Zeiten!“ O ja, es gab schönere Zeiten, als ich noch ein freier, lediger Bursche war, der mit leichtem Sinn durchs Leben hüpfte, der noch nicht die Hand- und Fußschellen des Amtes und der Ehe mit sich schleppte, die ihn bei jedem Schritte daran erinnerten, daß er ein Slave sei. Und wäre er gleich ein König, doch ist er nur ein Schachkönig, der immer nur einen Schritt bedächtig vorwärts gehen darf. Die Königin, nun ja, die hat es gut, sie tritt mit einem Schritt über das ganze Feld hin und schlägt in ihrer unvernünftigen Manier, keine Gründe anzunehmen, d. h. an kein Gesetz gebunden zu sein, Alles aus dem Felde, was ihr nur irgend hindernd in den Weg tritt; darum ist sowohl das Weib, wie die Schachbrettkönigin, so schwer zu fangen, weil beide keine Gründe annehmen, sondern rechts und links und vor- und rückwärts um sich schlagen, wie sie die Laune haben und wie es gerade in ihren Schlachtplan paßt. Na, ich sage

Euch, liebe Jungs, heirathet nicht, und besonders heirathet keinen Schwiegervater mit, der Euch immer wie eine Knute über dem Rücken hängt, und dessen Name dazu gebraucht werden kann, Euch zu schrecken, wie Knecht Ruprecht die Kinder, daß Ihr bei jeder Gelegenheit, wo Ihr nichts sehen sollt, die Augen zudrücken müßt. — Nein, ich lobe mir die Springer, die Läufer, ja selbst die Thürme sind glücklicher daran, als der arme Schachkönig. Ach, ich bin so ein Schachkönig! Die ganze Schachgesellschaft dreht sich um meine lumpige Person, nicht um meine Seele oder um meinen Geist, nur um den Plunder von Rang und Stand, nicht vor dem Könige beugt sich die Welt, nur vor seiner goldenen Krone, vor seinem Purpurmantel. Ich sage Euch, Kinder, ich komme mir vor wie eine Marionette, meine Frau führt den Draht und veranlaßt die Bewegungen. Zuerst befand sie sich hier recht wohl. Sie arrangirte Lustbarkeiten und war überall die erste Person. Im Winter Bälle, Schlittensfahrten, Kränzchen, Thee-dansants, im Sommer Landpartieen und dergleichen. Die neuesten Moden verschrieb sie sich aus der Residenz, und so war sie bewundert, beneidet, also glücklich. Nun kommt die unglückselige Celestine aus der Residenz, wo sie — das habe ich vergessen, Euch mitzutheilen — wo sie an einen berühmten Maler verheirathet ist. Sie besucht uns und erzählt so unendlich viele und schöne Dinge von der Residenz, daß nun kein Auskommen mehr mit meiner Frau ist. Alles hier ist kleinstädtisch, fade, ennuyant, Alles ekelt ihr an und nichts macht ihr mehr Vergnügen. Sie hat an ihren Vater geschrieben und verlangt durchaus meine Versetzung, natürlich mit Beförderung, in die Residenz. Der Vater hat ihr versprochen, ihren Wunsch zu erfüllen, aber sie müsse sich nur gedulden. Davon will sie jedoch nichts wissen und verlangt nun par tout, ich solle mit ihr in die Residenz reisen. Ich kann hier nicht fort, meine Geschäfte sind so überhäuft durch die Unordnung, die ich hier vorgefunden habe, daß es mir unmöglich ist, abzukommen. Ich habe ihr daher vorgeschlagen, allein zu reisen und bei Celestinen, die sie dringend eingeladen, sie zu besuchen, zu wohnen, aber dazu läßt sie der Eifersuchtsteufel nicht kommen, der seit einiger Zeit ärger wie je in sie

gefahren ist. Sie bewacht mich mit Argusaugen, spürt allen meinen Schritten nach und ich bin keinen Augenblick vor ihren Spionen sicher. Sie zur Frau zu haben, ließe sich noch ertragen, aber von ihr geliebt zu sein, das ist unerträglich! Ihre Liebe zeigt sich nur durch Quälereien. Jedes Wort, jeder freundliche Blick ist ihr verdächtig. Sie will nicht allein reisen, weil sie befürchtet, daß ich mich hier während dessen bei einer jungen, liebenswürdigen Wittwe erholen möchte von der Qual ihrer Liebe. Mein Gott, nicht einmal solch' ein schuldloses Vergnügen gönnt sie mir. Ich würde sie weit lieber haben, wenn sie meinem Vergnügen manchmal ein Bißchen aus dem Wege ginge und mich nicht vielmehr immer daran zu hindern sich bestrebt. Ach, Kinder, es ist nichts in der Welt! Ich bin so triste, so recht niedergeschlagen und hoffnungslos! Wenn ich die Menschen sehe, wie falsch und niederträchtig sogar die sind, die man für die treuesten hielt, so möchte man rein des Teufels werden. Denkt Euch nur ein Pröbchen von Lüders. Während ich sie für die treuesten, mir ergebensten Freunde hielt, waren sie weiter nichts, als die Geschäftsmacher meiner liebenswürdigen Eugenia, der sie jedes meiner Worte, meiner Thaten auf's Eiligste hinterbrachten. Meine Briefe sogar, die ich in meinem Zimmer offen liegen ließ, haben sie ihr nicht vorenthalten, und ich muß jetzt noch für so manche in ihnen ausgesprochene Aeußerung büßen. Ihr erinnert Euch vielleicht, daß ich in meinem ersten Briefe an Euch über Eugenia äußerte: „Nur eine ganz dumme Blöde könne sich von ihrer Angel fangen lassen“. Diese unschuldigen Worte muß ich, seit wir verheirathet sind, mit tausend Geißelstößen büßen! Ich war eine dumme Blöde, es ist wahr, aber ich bin dafür bestraft genug, ich verdiene nicht Strafe, nur Mitleid. Mit Thränen denke ich oft der Stunden, die ich in Eurer Nähe zugebracht, o das waren schöne, glückliche Zeiten, sie sind auf ewig dahin! Durch meine eigne Schuld dahin! Ihr habt mich gewarnt, ich hörte nicht! Ach, ich war alt genug, um wissen zu können, daß nur die Gemeinheit des Lebens unerträglich ist. Alles Andere ist zu ertragen, nur nicht die pöbelhafte Gemeinheit Tausender, sogenannte gebildeter Leute. An ihr geht man leiblich

und geistig zu Grunde. Auch ich, auch ich bin an ihr zu Grunde gegangen! Uebrigens ist meine Frau ein seelengutes Weib, wenn sie nur ein klein wenig mehr geistige Bildung besäße. Meine lieben Freunde, ich habe einmal mein Herz ganz vor Euch ausgeschüttet und mir ist dadurch die Brust recht erleichtert! Ihr werdet mir keine Vorwürfe machen, ich bitte Euch, thut es nicht! Schreibt mir bald! Rathet mir, wenn Ihr könnt, könnt Ihr nicht, nun so werden Eure lieben, tröstenden Worte doch lindernden Balsam in mein Herz gießen und mich der Schmerzen meiner Wunden auf Augenblicke vergessen machen! Lebt wohl, schreibt bald, denkt manchmal an mich und behaltet lieb Euren

Ludwig von Dimerhausen.

Johannes an Ludwig.

Mein lieber Ludwig, Du wirst mich schelten, daß ich Dich so lange auf eine Antwort warten ließ, indeß entschuldigen mich gewiß die hier eingetretenen Verhältnisse, die ich Dir berichten will, wenn ich über Deine Angelegenheiten mich ausgesprochen habe. Du willst, daß ich Dir Rath ertheile, so will ich's nach meinen besten Kräften thun, Du darfst mir aber nicht zürnen, wenn meine Worte Dich zuweilen unsanft berühren, sie sollen kein Vorwurf sein, ich werde es aber nicht verhüten können, daß sie mitunter so klingen. Du bist mit Deiner Frau in einer schlimmen Lage, aber Du hast sie durch Dein Benehmen durchaus selbst verschuldet. Wie kann ein Mann verlangen, eine Frau solle ihn achten, die ihn wie ein Kind an ihrem Gängelbände leitet? Wie kannst Du glauben, eine Frau werde ihrem Manne die Zügel der Regierung lassen, die ihn schwach gesehen, wie die Deinige Dich sah vom ersten Augenblicke Eurer Bekanntschaft an? Daß Du sie heirathetest ohne Liebe, nur aus Speculation, schon das war eine Schwäche, denn der rechte Mann muß es verachten, auf solchem Wege zu steigen. Aber dies hätte sie Dir verziehen, weil sie Dich liebte, hättest Du nur später Dich als Mann, nicht als Memme gezeigt. Ein Weib, so gern es auch den Scepter schwingen mag, vergiebt es doch einem Manne nie, ihn beherrscht zu haben. Sie wissen's,

sie fühlen's Alle, daß die Kraft und das Vermögen in uns liegt, sie zu lenken und zu leiten, und lassen uns es schmerzlich büßen, wenn wir diese Kraft in Schwäche, dies Vermögen in willenlose Ergebung umschlagen lassen. Und sie haben recht! Jede Fähigkeit des Geistes und der Seele, die wir ungenüßt, aus fauler Feigheit ungenüßt, in uns vorkommen lassen, muß sich an uns rächen. Sei ein Mann, lehre Dein Weib Dich achten und sie wird es mit Freuden lernen. Sage mir nicht, es sei zu spät! Nichts ist zu spät, das noch nicht im Grabe liegt. Widersehe Dich mit Ernst und Festigkeit ihren thörichten Wünschen und Neigungen, aber sei nachsichtig gegen kleine, unschädliche, weibliche Schwächen. Dulde durchaus keine Spionerie, aber thue auch nichts, das Verdacht erregen kann. Widersehe Dich den Anmaßungen Deines Schwiegervaters, aber verlange auch keine Beförderung, keine Begünstigung durch ihn. Vor Allem suche den Geist Deines Weibes zu bilden, sie liebt Dich und ein liebend Weib lernt schnell und freudig. Mit der Ausbildung ihrer Seele und ihres Geistes stellt auch das Bartgefühl sich ein, dessen Mangel Dich jetzt so sehr verletzt. Ja, Ludwig, sei ein Mann, dann nur kann das Weib Dich achten! Verzeihe mir, daß ich Dich hart berühre, aber wie sollte der Arzt die Wunde heilen, ohne sie zu berühren, und wie sollte er sie berühren, ohne daß sie schmerzte? Wir sind hier durch die Schwäche Romano's ebenfalls mit ihm in eine traurige Lage versetzt. Wie ich höre, seid Ihr durch den Obrist M. von Romano's Verhältniß zu Cordelien unterrichtet, so wie ebenfalls von allen bisher vorgefallenen Eifersüchteleien um des Hofmarschalls willen. Rudolph hat es mir gesagt, und ich bedaure nur, daß ein so oft bekanntes Verhältniß nicht geheimer bleiben konnte. Nun, diese Scenen haben im Kleinen so fort gespielt, unter namenlosen Qualen und Leiden von beiden Seiten. Endlich aber sind sie mit einer Gewalt losgebrochen, die eine furchtbare Erschütterung, wenn nicht Zerstörung in das ganze Verhältniß gebracht hat. Der Fürst hatte, um diesen Qualen ein Ende zu machen, den Hofmarschall zum Gesandten gemacht und ihn von hier fort versandt. Alle glauben ihn bereits abgereist, und Alle, besonders Romano und Cordelia, ath-

men freier. Cordelia, so hat sie's der Fürstin erzählt, saß gegen Mittag in ihrem Zimmer und erwartete Romano. Die Thüre hinter ihr geht endlich auf und sie spricht: „Nun Lieber, bist Du da?“ Als sie aber sich umblickt, da ist es nicht Romano, sondern der neue Gesandte, der sich hierher geschlichen, um noch einmal zu hören, ob er durchaus nichts zu hoffen habe. Entsetzt, erschrocken fährt sie zurück, er wirft sich vor ihr nieder; vor Angst, Romano könne in diesem Augenblicke kommen, steht sie starr und überläßt ihm willen- und bewußtlos ihre Hand. Und Romano kommt, wie gerufen von ihrer Angst. Welch einen Eindruck ein solches Bild auf diesen Dithello machte, kannst Du Dir denken. Er hielt das Ganze für ein verabredetes Rendezvous, ergreift ein auf dem Tische liegendes Messer und stürzt auf Hohenau. Cordelia, einen Mord zu verhüten, wirft sich mit einem entsetzlichen Schrei zwischen Beide. Sie ringt mit dem Wüthenden und erhält mehrere Verletzungen an Arm und Händen. Hohenau, feig genug, entflieht sogleich und reißt auf der Stelle ab, als er aus diesem Vorfall Romano's Verhältniß zu Cordelien ersieht. Cordelia fleht, bittet, weint, betheuert ihre Unschuld, Alles vergebens! Sie wird nicht müde, sich von ihm mißhandeln zu lassen, aber er verschließt sich endlich, um auch den strafenden Worten des Fürsten zu entfliehen, in seine Zimmer und kommt nicht zum Vorschein, er ißt nicht, trinkt nicht, rast, wüthet drin umher, weint und schreit, Cordeliens Bitten an seiner Thüre, ihr zu öffnen, sind vergebens. Endlich, am dritten Tage, kommt er hervor, und der Diener bringt ihm einen Brief, der schon anderthalb Tage in seinen Händen ist. Romano öffnet ihn, liest und geräth in so gewaltige Zuckungen, in einen furchtbaren Weinkrampf. Der Brief ist von Hohenau, bestätigt vollkommen Cordelia's Unschuld, und verspricht, sie niemals wiederzusehen. Als sich Romano einigermaßen erholt hat, stürzt er zu Cordelien, aber sie ist fort, und man benachrichtigt ihn, dies sei schon seit dem vorigen Abend der Fall. Der Fürst und die Fürstin waren an diesem Nachmittage ausgefahren, und Cordelia entfernte sich, ohne irgend zu sagen wohin. Romano entsann sich, daß sie an seiner Thüre gesagt, wenn er nicht öffne, so werde er sie zu einem

Verzweiflungsschritte treiben. Von den furchtbarsten Qualen gefoltert, durchlebte Romano diesen Tag, als aber alle angestellten Nachforschungen vergeblich blieben, da brach er zusammen und noch heute liegt er hoffnungs- und besinnungslos an einem hitzigen Fieber darnieder. Seitdem bin ich hier. Ich schaudere, wenn ich an den Ausgang dieses Verhältnisses denke, und meine Seele erstarrt bei Cordeliens Namen. Die Unglückliche! O, hat sie der Glaube an den Allerbarmer ganz verlassen? Hat sie wirklich den Schritt der Verzweiflung gethan? Furchtbar! Furchtbar! Und was wird aus Romano, wenn er von diesem Lager wirklich erstehen sollte? Ein unter Gewissensbissen sich elend dahinschleppender Bettler! O Menschen, Menschen! Mehr als eure Laster sind eure Schwächen die Zerstörer eures Glücks! Lebe wohl, Ludwig! Ich bin traurig, daß die Menschen so schwach sind, daß sie kein Vertrauen haben, weder auf Gott, noch auf sich selbst. Ich bin traurig um meinen armen Romano, um Cordelien. Traurig um die Lebenden und trauriger um die Todten! Lebe wohl. Johannes.

(Fortsetzung folgt.)

### N o r d l i c h t.

Neptun, der mächt'ge Gott der Bogen,  
Beschloß auf Reisen einst zu gehn,  
Ob Grenzen seinem Reich gezogen?  
Ob's unermesslich? selbst zu sehn.

Da kam er, irrend auf der Reise,  
Weit über Grönland noch hinaus,  
Ward hart bedrängt vom ew'gen Eise,  
Bei langer Nacht und Sturmgebraus.

Der Gott der Fluthen drob erstaunet,  
Schwingt seinen Dreizack, und ergrimmt  
(Er war vorhin schon schlecht gelaunet)  
Als Eis und Sturm kein Ende nimmt.

Umsonst, denn die erstarrten Bogen  
Erkennen nicht Neptun's Gewalt,  
Der Sturm kommt mächtiger geflogen,  
Umsonst ruft er sein donnernd — Halt!

Und da er nie im Eis geschwommen,  
Erhub er gräßliches Geschrei,  
Und wär' zu Schaden wohl gekommen,  
Eilt' Ddin nicht zur Hülff herbei.

Poseidon dankte seinem Retter,  
Und wußte nicht wie ihm geschehn,  
Als hier beruhigt Wind und Wetter  
Ein Jemand, den er nie gesehn.

Der nie sich dem Olympos nahte,  
Der nie in Hellas ward verehrt,  
Nie saß im hohen Götterrathe,  
Von dem er noch kein Wort gehört.

Als Wind und Bogen ganz gebändigt,  
Verschwunden jegliche Gefahr,  
Da haben Beide sich verständigt,  
Nun ward die Sache ihnen klar.

Neptun erzählt vom Göttersitze,  
Dem herrlichen Olymp, wo er  
Den Dreizack schwingt, furchtbare Blitze  
Der Herr der Erde, Jupiter.

Und Ddin bat: sie möchten Alle  
Bald seine lieben Gäste sein,  
Zum Mittagessen, großen Balle  
Und Schlittensfahrt bei Fackelschein.

Die Einladung ward angenommen  
Im Namen der Olympier,  
Und selbst Neptun versprach zu kommen,  
Wenn ruhig sei das fremde Meer.

In Ddin's sicherem Geleite  
Eilt er nun rasch der Heimath zu,  
Fand an der Amphitrite Seite  
Erholung bald und süße Ruh.

Eilt dann zum Zeus, ihm zu berichten,  
Was ihm im fernen Nord geschah;  
Der hört verwundert die Geschichten  
Von Göttern, die er selbst nie sah.

Rief die Olympier dann alle  
Zum außerordentlichen Rath;  
Beschlossen ward: zu Ddin's Balle  
Gehn sämmtlich wir im höchsten Staat.

Sie zogen hin durch wüste Staaten,  
Und wo sie wandeln weckt ihr Fuß  
Die schönen Künste, goldne Saaten,  
Des Dampfes Kraft, der Rede Fluß.

Die Reise ging ohn' Unfall glücklich,  
Man war nicht mehr vom Eise weit,  
Da stand schon Ddin, wie es schicklich,  
Mit glänzendem Gefolg bereit,

Die hohen Gäste zu empfangen,  
Zu führen nach Balaskialf,  
Wo Odin's goldne Throne prangen  
Im Eispalaste Hlidskialf.

Die Gäste nahmen Rennthierschlitten,  
Der Asen prächtige Gespann',  
Er auf dem Sleipner, wohlberitten  
Im Göttergalopp, flog voran.

Da lag der Nektar Orhostweise,  
Bereitet war ein köstlich Mahl,  
Es schwelgte Helios im Eise,  
Zeus leerte oft den Goldpokal.

Nach Tische sollte vor sich gehen  
Die Schlittensfahrt bei Fackelschein,  
Und die Olympier bestehen  
Darauf, die Führer selbst zu sein.

Pallas voran im sturmeschnellen  
Hinsausen, Zeus von seinem Sitz  
Rollt seine Donner statt der Schellen,  
Und schwingt als Peitsche seinen Blitz.

Erschreckt vom ungewohnten Glanze  
Der fremden Führer, wurden scheu  
Die Thiere, fort im wilden Lango  
Ging's; mit den Göttern war's vorbei!

Die Welt hat nie sie mehr gesehen,  
Nur Helios allein entrann;  
Seit der Zeit wagt er nicht, zu gehen  
Zum Nordpol, fängt der Winter an.

Und wenn man sieht am Himmel glühen  
Im hohen Nord ein Feuermeer,  
Lichtstrahlen schießen, Funken sprühen,  
Dann geht dort spukend Zeus umher.

Wähnt noch sich auf dem Göttersitze  
Als Herr des Himmels; armer Wicht!  
Du schleuderst machtlos deine Blitze,  
Und deine Donner hört man nicht.

Ein Nordlicht nennt man's, unsre Zeiten  
Die spotten jener Götter Macht,  
Doch weiß noch Niemand recht zu deuten:  
Das helle Licht in dunkler Nacht.

Georg Schulz.

## Literatur und Kunst.

### Dramatisches.

König Heinrich von Deutschland. Historisches Drama in fünf Acten, von Otto Prechtler. Wien, 1846.

Held Heinrich sieht aus wie ein hannoverscher Leutnant, der allerhöchster Ordre gemäß nicht Hochzeit machen darf. Er renommirt mit einer „Thatkraft, die ihm im Marke pulst“, und dabei ist er schier der jämmerlichste Kerl, der je als dramatischer Held figurirt hat. Seine Geliebte, Emma, ist im ersten Acte unzweifelhaft eine echt poetische Erscheinung, das rein liebende Weib, das nichts weiter von der Welt kennt, als ihren Heinrich, das in seiner Liebe ganz aufgeht; sie ist echt poetisch-naiv. Aber eine ganz andere Person ist sie im letzten Acte, wo sie plötzlich durch ein Paar Worte Hanno's sich ganz und gar, wie ein Handschuh, umstülpen läßt; sie fängt auf einmal an zu politisiren, sie wird übernaiv, nämlich albern. Hanno schwagt unaufhörlich von dem Wohle Deutschlands, wirft sich zum trotzigem Vertheidiger desselben gegen Heinrich's Uebermuth auf, und dabei erzeift er doch Maßregeln, die am ersten den wahren Ruin des armen, guten, vielge-

nannten Deutschlands nothwendig herbeiführen müßten. Glücklicherweise läßt es Held Heinrich nicht zu diesem Aeußersten kommen. Die Fürstenversammlung endlich sieht dem leibhaftigen Bundestage so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Das ist nun Alles leider mehr oder weniger historisch, aber poetisch-dramatisch nicht im Mindesten.

Spartakus. Tragödie von Vincenz P. Weber. Wien, 1846.

Das Haschen des Verfs. nach Shakespear'scher Reflexion auf der einen, und nach Grabbe'schem Lakonismus auf der andern Seite, ist unverkennbar und scheint ihn mehr, als gut ist, an einer freieren, selbstständigen Bewegung verhindert zu haben. Indes gehört dieses Drama jedenfalls zu den bessern unserer neuen dramatischen Früchte, was freilich nicht viel sagen will, und man muß sich freuen, wenn eine solche Waare einmal auf dem literarischen Markte erscheint, welche die Furcht vor der dramatischen Kartoffelkrankheit in Etwas zu mindern im Stande ist — und das ist schon mehr gesagt.

Karl der Zwölfte vor Friedrichshall. Eine Haupt- und Staatsaction in vier Actus, nebst einem

Epilogus. Mit einem Vorwort herausgegeben von Heinrich Lindner. Dessau, 1845.

Je schmerzlicher wir den Mangel einer „Geschichte des deutschen Dramas“ fühlen, desto freundlicher müssen wir jede Erscheinung willkommen heißen, die wenigstens einen Beitrag dazu liefert. Einen solchen, wenn auch nur im beschränkten Verhältnisse, giebt das vorliegende Werkchen, weniger durch die Herausgabe des aus den Jahren 1720 — 1730 stammenden, alten Stückes, als durch das sehr gehalt- und inhaltsreiche Vorwort des Verf. So eng und gedrängt das Werkchen ist, so dürfte es für Freunde unserer dramatischen Literatur in jeder Hinsicht von Werth und interessant sein.

Ausgewählte Dramen, analytisch erläutert von M. Kurnik. Breslau und Reisse, Kohn, 1845. 1. und 2. Heft.

Der Verfasser hat ein schweres Werk unternommen.

Ueber die bis jetzt veröffentlichten beiden Erläuterungen von „Emilia Galotti“ und „Nathan“ können wir uns natürlich nicht mit einer genauen Beurtheilung verbreiten, ohne daß wir dieselbe gleichfalls zu einem Buche anschwellen lassen müßten. Wir können hier nur den Plan und die äußere Behandlung berücksichtigen, und müssen hierüber vor Allem den Fleiß und das Studium loben, womit die vorliegenden zwei Hefte ausgeführt sind. Dem Verf. ist Ausdauer und dem Werke, nächst einer glücklichen Fortsetzung, eine allgemeine, rege Theilnahme aufrichtig zu wünschen. Lobenswerth ist es, daß sich der Verf. nicht in unnützen philosophischen und übergelehrten Erörterungen erschöpft, die dem allgemeinen Gebrauche nur hinderlich sein würden. Styl und Vortrag ist deutlich, verständlich und dem Inhalte angemessen, wenn auch eben nicht fließend und gewählt.

38.

## D r e s d e n .

### Königl. Hoftheater.

Donnerstag, 28. Mai. — Neu einstudirt:

#### Die Zauberflöte, Oper in 2 Acten von W. A. Mozart.

Seit Jahren schon war von den verschiedensten Seiten her immer und immer wieder der lebhafteste Wunsch ausgesprochen worden, endlich einmal wieder das herrliche Werk Mozart's, seine imposant grandiose und daneben so leicht graziose, innig empfundene „Zauberflöte“ in Scene gehen zu sehen. Nach langem vergeblichem Harren ward denn heute dieser Wunsch mit großer Liberalität — wir haben zwar immer gemeint, das Theater sei des Publikums, nicht das Publikum des Theaters wegen da; das scheint indeß häufig ein Irrthum zu sein! — erfüllt: man gab diese Oper. Aber es thut uns sehr, sehr weh, von vornherein erklären zu müssen, daß wir dieselbe so wie heute lieber gar nicht gesehen hätten, und es ist der beste Beweis für die hohe Vollendung des Meisterwerkes selbst, für den in seiner Art noch immer unübertroffenen, ja unerreichten Genius Mozart's, daß selbst die heutige Aufführung mit all ihren großen, zum Theil unverantwortlichen Mängeln doch noch einen Genuß — wenn freilich auch einen sehr getrüben — gewährte. Gebt einmal irgend eine Curer neueren, mit ungeheuren Anstrengungen als das non plus ultra dramatischer Musik, gegen das Mozart nur

ein jämmerlicher Stämper (!!), angepriesenen Spektakelopern mit solcher Besetzung, in solcher Darstellung, und wenn die dann nicht total Fiasco macht, selbst in Dresden — nun, so muß die Welt sich umgekehrt haben!

Es ist wahrhaftig ein Jammer — ja, es ist noch mehr, es ist eine Schande, die klassischen Meisterwerke unsrer Nation in einer Weise verhungert zu sehen, wie uns das bei der letzten Aufführung des Don Juan (am 21. März), bei der des Figaro — wenigstens zum Theil — und nun im höchsten Maaße bei der heutigen Oper geschehen ist, und die Entrüstung darüber ist ohne Zweifel eine gerechte, mag auch vielleicht wieder die Gefälligkeit gewisser „Mittheilungen“ Alles, wenn nicht vortrefflich, doch wenigstens sehr befriedigend finden. Meinen die Leser, wir wüßten nicht, wie schwer gerade die Zauberflöte zu besetzen und auszuführen sei, oder hielten die gelungene Darstellung derselben für Kinderspiel? Wahrhaftig, nein! Und wir wissen es eben auch, daß eine musikalisch und dramatisch vollendete Ausführung derselben jetzt auf allen deutschen Bühnen, ohne irgend eine Ausnahme, nicht zu ermöglichen ist. Aber bei weitem besser als heute konnte sie auch hier gegeben werden, wenn ihr mehr ernste Sorgfalt gewidmet wurde (und die wird das Werk denn doch wohl werth sein!), wenn man das Ganze von einem höheren Standpunkte erfaßte, wenn man nicht zuletzt noch Alles, auf gut deutsch: über's Knie gebrochen hätte — denn eine einzige Hauptprobe reichte hier doch wahrhaftig nicht aus, obwohl wir gleich anerkennen wollen, daß unsere Ka-

pelle in ihrer Leistung kein Vorwurf treffen kann, und nur in Betreff einzelner Tempowahlen sind wir mit Hrn. Kapellmeister Reiffiger uns vollkommen einzuverstehen nicht im Stande. So erschien uns z. B. das Allegro der Ouverture ein klein wenig zu langsam, und die beiden Arien: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön“, und „In diesen heil'gen Hallen“ hätten wir ebenfalls etwas beschleunigter gewünscht, während manche Allegrosätze, z. B. die der drei Genien und einige der drei Damen, nicht absolut (da hatten sie das richtige Maas), aber relativ für die Leistungsfähigkeit der hiesigen Darstellerinnen uns zu schnell erschienen. Die Oper währte über drei Stunden, woran freilich einige kleine Bögerungen in der Scenerie ihr Theil der Schuld tragen mochten. Daß übrigens das sehr volle Haus die große Mangelhaftigkeit der Darstellung, wenn auch vielleicht ohne derselben sich klar bewusst zu sein, tief genug empfand, bewies sein Verhalten und der Erfolg der Oper. Das Publikum war wohl animirt, es applaudirte genug und oft auch bis zur Lächerlichkeit unverständlich genug (es gehört ja zu solchem Applaus nur ein wohl oder übel herausgezirrter hoher Ton, oder ein dito tiefer, oder ein schlechter Bockstriller und dergl.), aber immer schwächer, immer matter ward dieser Applaus, bis er am Schlusse der Oper äußerst bescheiden fast ganz verstummte. Wir können das dem Publikum nicht verdenken! —

Die Leser mögen's glauben, es ist ein äußerst unerquickliches Geschäft, bei dergleichen Dingen noch auf Specialitäten einzugehen. Indes wir dürfen uns das heute um so weniger ersparen, als es den Beweis zu führen gilt, daß — wenn die Dresdner Bühne mit ihrem an Zahl wahrhaftig nicht unbedeutenden und sehr kostbaren Personal eine bessere Ausführung nicht zu ermöglichen vermochte (dann muß man freilich die Verschwendung so bedeutender Mittel lebhaft beklagen) — daß alsdann die Aufführung nothwendig hätte unterbleiben müssen, da man vor dem Publikum doch jedenfalls so viel Achtung haben muß, um mit zum großen Theile so gänzlich mißrathenen Leistungen (und das konnte man bei der Hauptprobe, ja schon früher wissen) nicht vor ihm zu debütiren.

Bei einer Darstellung der Zauberflöte fragt man natürlich zuerst nach der Besetzung der „Königin der Nacht“, einer Rolle, die Mozart bekanntlich für die Leistungsfähigkeit einer bestimmten Persönlichkeit, man möchte sagen: in einem Uebersprudeln künstlerischer Laune geschrieben, und die die Klippe bildet, an welcher die Aufführung der Oper fast überall zu scheitern pflegt, da Sängerinnen, welche die hier erforderliche Höhe fest, sicher und mit der nöthigen Kraft besitzen (denn Sperlingsgezwitzcher paßt für den Charakter nicht!), heut zu Tage sehr selten, wenn überhaupt vorhanden sind. Eine Abänderung der betreffenden Stelle, wie sie Birey in Breslau versucht hat, würde an und für sich nicht zu tadeln sein (hat doch z. B. Marschner mit

der Rebecca in seinem „Templer“ für die Schröder-Deorient Aehnliches gethan, und es giebt solcher Beispiele mehr). Aber jene Abänderung schwächte den Eindruck, weil traditionell, möchten wir sagen, die Partie in ihrer Ursprünglichkeit einem großen Theile des Publikums hinlänglich bekannt ist, der denn eben auch nur um dieses Kunststückes willen auf die Partie achtet, und grade dieses Kunststück und nichts weiter, — mag es wohl oder übel herausgezirrt, gepiepst, gepiffen werden — applaudirt, wie es den kühnen Sprung eines Bajazzo, sollte er auch mit einem ungeschickten Fall enden, ebenfalls applaudiren würde, und wie wir das auch heute hier erlebt haben, obgleich die Leistung der Inhaberin der Rolle in keiner Weise wirklich zu befriedigen vermochte. Wir meinen, hier sei eine geeignete Stelle zum Transponiren, zumal doch wohl berücksichtigt werden muß, daß unsere Orchesterstimmung gegen die zu Mozart's Zeit fast um einen ganzen Ton höher geworden ist, so daß sein *f* nichts anderes als unser *es* ist. Man wird freilich dagegen einwenden können, daß die Färbung des Tonstückes eben im Orchester, hauptsächlich durch den Unterschied der leeren Saiten, eine weit andere werde. Dessenungeachtet und obwohl wir im Allgemeinen durchaus kein Freund dieser Transpositionswillkürlichkeiten sind, wollen wir — und gewiß Viele mit uns — bei weitem lieber jenen kleinen Uebelstand uns gefallen lassen, als verdammt sein, ein ganz unästhetisches, wahrhaft jämmerliches Nadebrechen dieser Partie mit anhören zu müssen, wo dem Zuhörer bei jedem Tone die Angst beschleicht, ob's nun auch noch weiter gehen werde, und wo dann die höchsten Töne herausgeknipten oder gar durch die Nase herausgepiffen werden! Hätte man hier transponirt, so wäre die Partie für Mad. Kriete, der sie jedenfalls gebührte, passend gewesen. Man hatte sich aber auf die Ursprünglichkeit capricirt, es walteten auch wieder einmal sehr wunderliche Rücksichten, die ebenfalls in das reiche Kapitel der unverantwortlichen Sagenverschwendung gehören, deren weitere Auseinandersetzung wir indes hier unterlassen: und so ward das Publikum gezwungen, Frä. Weltheim, seit Jahren nicht aufgetreten und als Bühnensängerin jetzt in jeder Rücksicht gänzlich unbrauchbar, in dieser Rolle zu — bewundern, denn es war allerdings zu bewundern, daß die früher wohl ganz tüchtige Künstlerin in ihren Jahren (wir erwähnen das sehr ungern, dürfen es aber hier gerade nicht umgehen) noch nicht zu der Ueberzeugung gelangt war, daß sie unter allen Umständen jetzt die Partie refusiren müsse, refusiren aus persönlichem und aus künstlerischem Interesse, ganz abgesehen von der dem Publikum schuldigen Achtung. Ihre eigne wahrhaft peinigende Besessenheit, die bei dem ersten Auftreten ein, durch das ganze Recitativ und noch länger während, so entsetzlich ohrerreißende Intonation hervorrief, daß Heroismus dazu gehörte, das Haus nicht zu verlassen — ihr Herauspressen der höchst unangenehm gequetschten Fal-

fettöne vom zweigestrichenen *a* aufwärts, ihr charakterlofer Vortrag und ihr wahrhaft mitleiderregender Dialog (im zweiten Acte), sind neben manchen andern hier übergangenen Kleinigkeiten Beweis genug für jene Behauptung. Wir hätten diese Beurtheilung der Dame gern erspart gesehen, wir haben sie mit Widerstreben niedergeschrieben, aber die Wahrheit ist erste Bedingung der Kritik und Rücksichtnahme kennt sie nicht. Mag Fr. B. nun durch Mangel an Selbsterkenntniß oder durch sehr übel angebrachte Nachgiebigkeit hier zumeist gefehlt haben — die Schuld liegt einzig und allein an ihr. — Da wir hier gerade von ohrzerreißender Intonation geredet, wollen wir auch gleich der drei Gesungen gedenken, welche es an einer solchen in reichem Ueberflusse nicht mangeln ließen — es war schauderhaft, ein bezeichnenderes Wort giebt es nicht. Daß man sie wie es schien im Contrast zu der vorhergehenden Charakteristik („drei Knäbchen, jung, schön, hold und weise“) aus den Choristinnen gewählt hatte, mag eben nur angedeutet werden; wenn aber — ein gut Theil ihrer Mängel auf die gewaltig hervortretende Befangenheit geschoben — unser Theaterchor keine festeren, sichereren, mit einem Worte besseren Repräsentantinnen für diese, allerdings schwer zu singenden Partien besitzt (man muß doch annehmen, daß der Regisseur die besten ausgewählt habe!), so ist das ein sehr beklagenswerther Uebelstand nicht nur, sondern geradehin eine ganz unverzeihliche Nachlässigkeit in Berücksichtigung dieser so wichtigen Branche des Opernpersonals, die wir freilich schon oft genug gerügt haben — unser Chor wird immer schlechter. Die drei Damen (Fr. Wächter, Mad. Wächter und Fr. Schreck) thaten auch nach Möglichkeit das Ihre zum Peinigen des Zuhörers, nur Mad. W. macht da eine ehrenhafte Ausnahme, wie wir das in Bezug auf diese Dame schon mehrfach anerkannt haben. Fr. W. hingegen — die gleichzeitig die Papagena, wie in der äußeren Erscheinung, so im Gesange, doch bei erträglichem Spiele, nichts weniger als befriedigend darstellte (sie ward im letzten Damenensemble durch eine Choristin ergänzt) — sang so klanglos, detonirte nicht selten so bedeutend, sprach so manierirt, daß wir uns wiederholt zu der Frage gedrängt sahen, weshalb diese Dame, die immer nur als Aushülfe und da nicht einmal irgend genügend zu verwenden ist, überhaupt engagirt worden und weshalb sie eine so bedeutende Lage — für nichts bezieht. Fr. Schreck war wenigstens zu hören, und sang sie auch nicht sicher — die Partie ist schwer — so bemerkte man doch Fleiß, der freilich nicht durch ein bedeutendes Talent unterstützt zu werden scheint. Fr. Thiele, trotz ihrer anmuthigen äußeren Erscheinung und trotzdem sie so manche sehr gelungene und wirkungsvolle Momente hatte, zu denen wir übrigens die Verzweiflungsscene nicht zählen, war als Papagena von höherem Standpunkte aus ebenfalls nicht an ihrem Plage: ihrem Gesange wie ihrem Spiele fehlt

die Wärme, die tiefere dramatische Färbung, und obwohl die Stimme heute voller und frischer erklang, als sonst manchmal, so beeinträchtigte jener Mangel doch die Gesamtwirkung sehr. Wann wird die junge Künstlerin endlich mehr Sorgsamkeit auf die reine und schöne Articulation namentlich der Vocale zu verwenden anfangen?

Die männlichen Partien geben zu ähnlichen Ausstellungen Anlaß. Den Sarastro hatte natürlich Herr Dettmer, dessen schöne, klangvolle und umfangreiche Stimme ihn vorzugsweise für die Partie befähigt. Wir erkennen sehr gern an, daß der Künstler seit einiger Zeit sich große Mühe giebt, das unschöne Forciren zu vermeiden, aber mit Bedauern haben wir bemerken müssen, daß jetzt jedesmal, wenn er einen Ton stärker einzusetzen hat, derselbe in die Höhe getrieben erscheint, wie das z. B. mit dem *h* (und nur mit diesem) in der Arie: „O Isis“ und dem *h* und *eis* des zweiten Verses der Arie: „In diesen heiligen Hallen“ (die hier eingelegte Coloratur hätten wir weggewünscht!) der Fall war. Die sonstige Auffassung und Darstellung der Rolle war angemessen, wenn wir auch hier und da etwas weniger stereotypes Spiel gewünscht hätten. — Hr. Bielczyk hatte auf den Tamino Fleiß verwendet und sang so Manches recht befriedigend — das wahrhaft quälende, unangenehme Forciren der höheren Töne und die schlechte Aussprache abgerechnet. Aber sein Spiel, selbst seine Haltung, sein Anstand, sind denn doch zu mangelhaft, sein erstes Auftreten (die Flucht vor der Schlange) war widerwärtig forcirt und fiel in's Lächerliche. — Die Partie des Papageno ist von Schikaneder schon so possenhast ausgestattet, daß der Darsteller sehr wohl thut, hier nach Möglichkeit zu mildern. Herr Käber that geradehin das Gegentheil und ward dadurch sehr unangenehm, wenn er sich auch den Beifall gewisser Kreise des Publikums damit errang, an dem ihm allein zu liegen scheint. Daß man ihm eine derartige Gesangpartie anvertraut hatte, müssen wir als einen Mißgriff bezeichnen; er kann wohl parlando, aber nichts weiter singen: schlimm genug, daß wir keinen tüchtigen Buffo haben! Daß Herr Böhm ebenfalls nicht singen kann, ist ja längst bekannt; was bei einem solchen Mangel aus der Partie des Monostatos wird, ist leicht einzusehen. Uebrigens gab er sich Mühe, sie wenigstens im Spiel charakteristisch zu halten, wenn ihm das auch keineswegs stets gelang. Hr. Risse als Sprecher beging den sehr großen Fehler, seine ganze Partie viel zu langsam vorzutragen, das ist doch allein noch nicht priesterliche Würde; abgesehen davon befriedigte er indeß. Fest, sicher und klangvoll traten die beiden Ritter in ihrem schweren Chorale hervor, und wir erkennen das sehr gern an: es waren die Herren Dieze und Krieg aus dem Chore.

Wir haben noch so Manches über die mise en scène, Decorationen, Costums, Maschinerie — über

Ghöre und Orchester auf dem Herzen. Aber — wir wollen die Leser nicht zu sehr ermüden, wollen's für diesmal auf dem Herzen behalten. Leider wird das schöne, mit nicht unbedeutenden Kosten neu in Scene gesetzte Werk voraussichtlich bald wieder dem Archivstaube verfallen. Und daran ist lediglich die so sehr mangelhafte Ausführung Schuld. Gott besser's!

B. J. S. C.

Fräul. Marie Devrient, Tochter des Hrn. Eduard Devrient, am 2. Juni als Gast: Estelle (in „Estelle“) und Bertha (in „Strudelköpfschen“).

Fräul. Marie Devrient hat vor einiger Zeit ihre ersten öffentlichen theatralischen Versuche auf dem Leipziger Stadttheater gemacht und an diese jetzt ein Gastspiel auf hiesiger Bühne angeknüpft. Die Urtheile der Kritik, welche über jene Leipziger Versuche veröffentlicht worden sind, sprachen sich so vielfach günstig aus, daß wir nicht ohne Erwartungen den hiesigen Darstellungen entgegenzusehen, so sehr wir uns auch berechtigt glauben, den kritischen Referaten aus Leipzig über das dasige Theater mißtrauen zu dürfen. Jedenfalls ist schon die Kunstberühmtheit des Namens, den die angehende Kunstjüngerin trägt, die nahe Verwandtschaft mit den in der Bühnenwelt mehr oder weniger berühmten oder doch bedeutenden Mitgliedern wohl geeignet, der neuen Erscheinung eine besondere Aufmerksamkeit des Publikums wie der Kritik zuzuwenden. Das ist von Nutzen für das Eintreten in die Kunstwelt bei vorhandenem Talent, weil dieses dann den Boden schon in mancher Beziehung geebnet findet, zugleich aber auch von Nachtheil um der unvermeidlichen Vergleiche willen, welche der bekannte Name herbeiführt. Haben wir nun auch hier unter allen Umständen von Vergleichen abzusehen, die uns überhaupt in Natur und Kunst nur selten als geeignet und gehörig erscheinen, so wird doch immer und jedenfalls die Frage: Wie steht es um die Befähigung für die Kunst? stehen bleiben und von der gewissenhaften Kritik gewissenhaft zu erörtern und zu beantworten sein, sobald es um die Besprechung junger Leute sich handelt, die der Bühne sich widmen wollen. Ernst und Strenge ist aber bei Beantwortung dieser Frage im eigenen Interesse der Betheiligten um so nöthiger und nützlicher, je häufiger leider junge Leute der Bühne sich widmen, ohne durch Talent und wahren Beruf, durch innere und äußere Mittel für dieselbe befähigt zu sein, und je peinlicher, drückender und beklagenswerther dann die Lage derselben in einem Lebensberufe ist, bei welchem sie mit ihren Leistungen nur die untersten Sprossen der großen Verdienstleiter schwerfällig und mühevoll umkriechen. Gehen wir nun zur Erörterung jener Frage in Bezug auf Fräulein Marie Devrient über, so gestehen wir offen, daß dies mit schwerem Herzen geschieht, da es bei angenehmes Ge-

schaft ist, einem jungen Mädchen offen und unverholen sagen zu müssen, daß es ihr an ausreichender Befähigung für den gewählten Beruf durchaus fehle, und dennoch müssen wir dies hier, wollen wir nicht bei Uebung der Kritik unserem heiligsten Grundsatz untreu werden. Aber wie es der Vater war, welcher die Tochter in Leipzig und Dresden speciell und direct empfehlend dem Publikum vorführte, so ist auch er es jetzt, an dessen bekannte Intelligenz, an dessen eignes Urtheil wir dabei appelliren, ja es ist Hr. Ed. Devrient selbst, dessen väterlicher und künstlerischer Autorität wir zum Vorwurf machen, daß sie es nicht vermocht, die Tochter von einer Laufbahn zurückgehalten zu haben, zu der sie irgend eine Nothwendigkeit äußerer Lebensverhältnisse eben so wenig treibt, als innere und äußere Befähigung sie geschickt macht, den bedeutenden Kunstrepräsentanten ihres Namens würdig sich anzuschließen. So wenig entscheidende Wichtigkeit wir auch im gewöhnlichen Leben dem Aeußeren des Menschen zugestehen mögen, ob schon dasselbe auch da, und namentlich das der Frauen, nur zu oft von großem Einflusse und Gewicht auf Gestaltung der Lebensverhältnisse ist, so ist dies doch ein Anderes bei der dramatischen Kunst, wo auch die ganze äußere Persönlichkeit des Darstellers entschieden mit in die Waagschale künstlerischer Befähigung zu legen ist, da sie die eine Hälfte des Mediums ist, durch welches ein dramatisches Werk naturgemäß zur äußeren Gestaltung gelangt. Auch hier sind es wiederum die Frauen, an welche bei jugendlichen Rollen die größten Ansprüche zu machen sind, da die Charaktere nur selten eine Veränderung und Entstellung der äußeren Individualität erfordern und die Liebhaberinnen von den Dichtern natürlich als mit allen Reizen ausgestattet gedacht und gezeichnet werden, so daß auch das Publikum nur schwer daran geht, in seinen Idealtätsideen hinsichtlich des Aeußeren der Liebhaberinnen ganz entschiedene Gewalt sich anthun zu lassen. Unter solchen Umständen wird man es also auch nicht als Unhöflichkeit gegen das schöne Geschlecht, sondern nur als unumgänglich nothwendige Bezeichnung der äußeren Mittel der jungen Dame ansehen können, wenn wir das Aeußere derselben, und namentlich ihre Gesichtszüge, durchaus ungünstig nennen, und besonders ist es die untere Partie des Gesichts und ein unverhältnißmäßig großer Mund, die nichts weniger als für die Liebhaberin sich eignend zu bezeichnen sind. Eben so wenig wohlthuend ist das dünne, schwache Organ, dem Wohlklang und Metall fehlen, und das bei dem Ausdrucke irgend welches Affects alle diese Mängel um so greller zeigt, mithin schon eine wirksame Betheiligung an der Tragödie entschieden hindert. Dagegen bekundet ihre Recitation den Fleiß und die Lehren des Vaters, die aber auch neben der bei einer Anfängerin in solcher Maasse seltenen Sicherheit und Bühnenroutine, ziemlich das Einzige ist, was wir an dem Gaste zu rühmen haben. Dagegen durchwehte das Ganze ihres Spieles der eilige Hauch einer Nüch-

ternheit, einer Leblosigkeit des Inneren, ein rein mechanisches Walten äußerer Reproduktionsthätigkeit, ein Herunterarbeiten des Eingelernten, wir möchten sagen: des Eingepaukten, ohne daß nur irgendwo ein Blitz der Phantasie, des Talentes auch nur zu ahnen und selbst bei der entschiedensten Disposition für Nachsicht und Gutmütigkeit zu präsumiren die Möglichkeit gewesen wäre. Bei jener erwähnten Bühnensicherheit und Routine mußte dies Alles aber auch wenigstens andeutungsweise zum Vorschein, zur äußeren Anschauung gelangen, wenn es vorhanden ist. Wurden wir zu diesem Urtheile schon in Etwas durch „Estelle“ hingeleitet, obwohl in dieser Rolle noch die bereits gerühmte richtige Declamation der Künstlerin von den gerügten Mängeln mehr oder weniger verdeckte, so war es doch ganz besonders das Strubelköpfschen Bertha, das uns die Armut in inneren und äußeren Mitteln in erschreckender Blöße zeigte, so daß die ganze Rolle nur wie ein einziger Beleg für alle obigen Rügen erscheint. Das Publikum hat bei der Aufnahme der jungen Dame weniger ihre Leistungen, als den mit Recht beliebten Vater berücksichtigt; die Kritik durfte dies leider nicht, und so können wir im Interesse der Künstlerin nur mit dem Wunsche schließen, Fräul. M. Devrient von einer Laufbahn zurücktreten zu sehen, für welche die Natur sie nicht bestimmt hat.

R. S.

Mad. Schumann, vom Hoftheater zu Wiesbaden, als Gast. Am 3. Juni: „Waltraud“ in Doctor Faust's Hauskätzchen.

Eine eben so liebenswürdige als willkommene Erscheinung war Mad. Schumann vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden, in der dem Fache der Lokalsängerin zugehörigen Rolle der Waltraud in Doctor Faust's Hauskätzchen. Wir glauben der als tüchtige Gesangskünstlerin wohlbekannten Gastin zu besonderem Danke verpflichtet zu sein, daß dieselbe, wie es scheint, zur theilweisen Milderung der dermaligen Personal- und Repertoireklemme unserer Bühne in freundlicher Gefälligkeit sich entschlossen hat, aus dem eigentlichen Soubrettenfache und den Spielpartien der Oper, in denen sich die Künstlerin bekanntlich anderwärts einen guten Namen gemacht hat, hin und wieder herauszutreten und des bei uns, wiederholter Besetzungsversuche ohngedachtet, seit Jahren verwaisten Faches der Lokalsängerin durch Gastrollen in einer Weise sich anzunehmen, wie wir es nur wünschen können. Mögen wir auch nicht verkennen, daß für eine Sängerin von Fach derartige, zeitweilige Gefälligkeiten als Opfer gelten müssen, so wollen wir die Künstlerin doch darauf aufmerksam machen, daß auch die größeren Partien der besseren sogenannten Lokalpossen manche Gelegenheit bieten, die vorhandenen Stimmittel und ein gewandtes Spiel, geistiges Leben

und poetisches Durchdrungensein zu entfalten, und sollten die umgehenden Engagementsgerüchte sich bestätigen, so würde auch bei einer solchen Beschäftigung die Möglichkeit keineswegs fehlen, den guten Klang des Namens sich zu erhalten; jedenfalls aber würde es im Interesse der Bühne liegen, die vorhandenen Mittel auch in dem eigentlichen Wirkungskreise der Künstlerin zu verwenden. Schon die äußeren Mittel sind durchaus günstig: eine schöne Gestalt, ausdrucksvolle Züge und Augen, Lebendigkeit und Grazie der Bewegungen, abgerundetes, als Product innerer Gefühlswärme hervortretendes Spiel, ein gefälliges Organ für die Recitation, eine ziemlich starke, in guter Schule durchgebildete Stimme für den Gesang, in dessen Vortrag wir wohlthuend dasselbe Gefühl und Leben wiederfinden, welche Sprache und Spiel durchdringen. Verbannung der hin und wieder bemerkbaren Befangenheit wird diese Eigenschaften noch entschiedener hervortreten lassen und auch im Verfolg des weiteren Gastspiels den Beifall sichern und erhalten, den Kritik und Publikum der bescheidenen Künstlerin als Waltraud zu spenden sich veranlaßt sehen mußten.

R. S.

Donnerstag, 4. Juni:

Der Barbier von Sevilla, kom. Oper in 2 Acten, Musik von Rossini. — „Rosine“ — Mad. Julia Bennett (= Oskowski) aus London, als Gastrolle.

Wir hätten gewünscht, Mad. Bennett (eine Schülerin der Fodor und Banderali's) wäre in einer andern Partie, als gerade in der der Rosine aufgetreten — hätten das gewünscht um ihrer selbst, wie um des Publikums und um unsertwillen. Eine Dame, die erst seit Kurzem die deutsche Sprache zu lernen begonnen, der dieselbe also mindestens noch sehr ungeläufig ist, sollte eine Partie mit Dialog nicht wählen, am allerwenigsten eine, in welcher der Dialog eine so bedeutende Rolle spielt und leicht, gewandt und fließend, mit vollster Sicherheit gehandhabt sein will. So viel wir überhaupt davon vernehmen konnten — Mad. B. sprach wahrscheinlich aus Befangenheit meistens ganz leise und vom Publikum abgewendet — erschien er uns wie englisch, und wir sind überzeugt, der größte Theil der Anwesenden, die nicht gleich uns an schärfstes Hören gewöhnt sind und den Dialog nicht fast wörtlich auswendig wissen, wird gar nichts davon verstanden haben. Das allein würde hinreichen, die im Hause herrschende Kälte zu erklären, und da nun noch Mangel alles und jedes Spiels hinzutrat, eine Unbeweglichkeit, die fast an Leblosigkeit gränzte und kaum durch Hin- und Hergehen auf der Bühne und einige, seltene Arm- und Handbewegungen unterbrochen ward: so können wir nicht umhin, die Darstellung vom dramaturgischen Stand-

punkte aus als eine durchaus verfehlte, gänzlich charakterwidrige zu bezeichnen, und in der Wahl derselben, (die vielleicht nicht ganz freiwillig gewesen, denn wenn man nach zwei Jahren gänzlicher Bühnenentfremdung, ohne selbst vorher vollste Sicherheit und Routine sich erworben zu haben, wieder auftritt, wählt man wohl nicht leicht eine als Spielrolle gerade so bedeutende!) einen Mißgriff zu erkennen, wie er uns nicht leicht vorgekommen. Denn die Partie hat gerade als Spielpartie ihre nicht unbedeutenden Schwierigkeiten, obwohl andererseits die charakteristischen Grundzüge — und auch von diesen gewahrten wir bei der Darstellerin nichts — klar genug ausgeprägt sind.

Wenden wir uns nun zu den Gesangesleistungen. Mehrfach haben wir darauf hingewiesen, daß schöne Stimme das erste, wenn auch keineswegs das einzige Erforderniß für den dramatischen Sänger sei — daß die höchste Stufe technischer Ausbildung nur einen sehr relativen Werth verleihe, wenn jenes Haupterforderniß mangle, da sich einmal nicht weglegen läßt, daß durch den Ton zunächst eine sinnliche Affection erregt wird und erregt werden soll, der das Moment des Angenehmen wenigstens (wenn auch noch nicht des absolut Schönen) nicht fehlen darf. Nach dem, was wir heute von Mad. B. gehört (und im Gesange wenigstens machte sich keine hindernde Befangenheit merklich), dürften wir in Zweifel sein, ob sie jemals Stimme besessen, oder ob dieselbe durch falsch geleitetes Studium oder verkehrte Behandlung — wie sie seit etwa zehn Jahren in Paris, in Italien und auch anderswo so häufig vorkommt — vor der Zeit ruiniert worden sei; entscheiden uns indeß aus überwiegenden Gründen für letztere Annahme. Und da müssen wir denn freilich bedauern, daß auch so ganz und gar nichts von schönem Material übrig geblieben — während die Dame, eine Verwandte des bekannten Componisten Stern-dale Bennett, Musik zu haben scheint; müssen bedauern, daß man die Sängerin in dieser Partie, die dadurch um allen Reiz gebracht ward, auftreten ließ. Ja, wir müssen es durchaus im Interesse der Verwaltung wie des Publikums, der Kritik wie der Debutantin selbst gefunden haben, wenn man ihr nach der Probe das Auftreten ernstlich widerrathen hätte. Wir fürchten, daß ein derartiges Wagniß an andern Orten nicht so günstig ablaufen dürfte, als in unserm Dresden, wo man sich bekanntlich Alles bieten läßt! — Mad. B. ist Contraalt; ihre Stimme besitzt einen Umfang vom kleinen *hs* bis etwa zum zweigestrichenen *a* (nach der heutigen Partie), wir glauben auch noch das dreigestrichene *c* im ersten Finale gehört zu haben — wir glauben es, denn die Stimme war oft so matt, so schwach, daß nur die größte Anstrengung beim Hören sie zu verfolgen vermochte. Die eigenthümliche Fülle und Weichheit, die poetische Färbung der Altstimme mangelt durchaus; der Ton ist im Brustregister nicht nur scharf, sondern schnarrend rau und nimmt fast den

Tenorcharakter an, doch ohne dessen Weichheit. In den höheren Chorden ist er zwar klarer, doch ist auch hier schneidende Schärfe bemerklich, und er unterscheidet sich von den tiefern Registern in Klangfarbe und Behandlung so bedeutend, wie wir es fast noch nie gehört haben — für die Registerausgleichung scheint noch weniger gethan, als für die Tonbildung, die wir, abgesehen von der den meisten Engländern eigenthümlichen Breite, weder als eine regelrechte, noch als eine vortheilhafte, oder gar als eine schöne bezeichnen können. Eine Eigenthümlichkeit wollen wir nicht übergehen, da sie uns noch nie vorgekommen ist: wir konnten uns nämlich des immer wiederkehrenden Gedankens nur durch strenge Abstraction entschlagen, daß wir hier keine Singstimme, sondern ein Instrument hörten, und zwar in den tiefern Chorden eine hart behandelte Bratsche, in den höheren eine Clarinette. Das ist freilich keineswegs schön, und nur im *mezza voce* gewann die Stimme, ward weicher und ansprechender, und eben diese Wahrnehmung scheint mit dafür zu sprechen, daß das Organ durch verkehrtes Studium ruiniert worden sei. Die Technik im engeren Sinne darf befriedigend genannt werden, wenn wir von vollster Sicherheit der Intonation absehen; Mad. B. macht, was sich nur an derartigen Virtuositäten will machen lassen. Sie hat hier Vieles gelernt, aber auf den Unterschied zwischen Stimme und Instrument scheint man sie nicht aufmerksam gemacht zu haben, und wir mögen nicht bergen, daß uns die vom Componisten vorgeschriebenen Fiorituren mehr zusagen, als die von der Sängerin oft recht geschickt und nicht ohne Geschmack substituirt. Bei den neuern italienischen Componisten mag das angebracht, ja nothwendig sein: Rossini bedarf derartiger Verbesserungen nicht. Auch die eingelegte Arie aus Rossini's *Donna del lago* hat uns zu keiner andern Ansicht gebracht, und wir müssen offen gestehen, daß wir den Schluß der Vorstellung herbeisehnten, schon um der Bangigkeit überhoben zu sein, die Nichtbefriedigung, ja der Unwille des Publikums werde sich endlich doch deutlicher aussprechen, als dies durch resignirte Kälte oder durch eine leichte Opposition gegen die mitleidigen Applausversuche einiger Wohlmeinender geschah.

Wir hätten ganz kurz sein, die Direction wegen Zulassung eines so nutz- und hoffnungslosen Gastspiels (wie sie deren in dieser Saison so gar viele geboten) verantwortlich machen, den Versuch der Gastdarstellerin — so dürfen wir ihn wohl bezeichnen, da sie unsers Wissens als Signora Bennetti erst zwei Saisons (6 Monate) auf dem Teatro Ré zu Mailand und Pavia gesungen — als einen gänzlich verfehlten abfertigen können. Allein es lag uns daran, wo möglich die Künstlerin in ihrem eigenen Interesse durch Gründe darauf hinzuweisen, daß sie wohl thun werde, die jetzt auf's Neue begonnene Laufbahn zu verlassen, da ihr auf derselben statt der gehofften Rosen und Lorbeeren

nur Dornen spritzen könnten! Es ist ein Unglück, aber es ist einmal so.

Ueber die alte, längst bekannte Oper nichts. Die Darstellung, zum Theil mit den verbrauchtesten Kräften der Bühne, ließ viel zu wünschen: Hr. Wächter's Humor als Figaro ist ein viel zu täppischer, um nicht das feinere Gefühl geradehin zu beleidigen; wir erinnern ihn nur an sein widriges Lachen — wir wissen kein bezeichnenderes Wort —, das geradehin gemein erscheint. Hr. Käder hielt durch seine Laune und einige passende Extempora's das Publikum in leidlicher Stimmung; hier und da etwas weniger Uebertreibung, mehr Charakteristik, hätte nicht geschadet. „Der Nest ist Schweigen.“

W. J. S. E.

## Denkmal.

Viele Fürsten im östlichen Archipel Ostindiens, auf Celebes und Borneo, haben Hermaphroditen, Castraten in ihrem Dienste; diese Halbänner gehen in Frauenkleidern einher. Die Fürsten schenken ihnen oft das vollste Vertrauen und brauchen sie zur Ausführung ihrer geheimen, verbrecherischen Pläne. Die meisten dieser bemitleidenswerthen Geschöpfe sind von gemeiner, niedriger Abkunft; sie gelangen aber oft zu großem Einflusse, und dann lassen sie ihrer tiefgewurzelten Rachsucht freien Lauf, weil man sie wegen ihrer unnatürlichen Position allgemein verachtet.

In London, so berichtet der „Punch“, soll jetzt ein Circus existiren, in welchem eine Künstlergesellschaft auf Lokomotiven Kunstproductionen giebt. Statt des Casarrittes auf zwei Pferden wird dieser auf zwei Lokomotiven stehend von einem Mitgliede ausgeführt. Eine Dame tanzt auf einer andern dahinbrausenden Lokomotive den Fandango, und eine von einem Herrn White dressirte Lokomotive springt durch einen mit Papier überspannten Reifen.

Der berühmte Violinist, Hr. Viu x t e m p s ist zum ersten Solospieler des Kaisers von Rußland ernannt worden.

D. Reden in Berlin beabsichtigt, einen Verein für deutsche Statistik zu begründen. Die Redaction der Berliner Jahrbücher für Erziehung und Unterricht

## Repertoire.

Juni 1. Die Zauberflöte. Oper. — Theater am Linde'schen Bade: Die gefährliche Tante. — Tanz. — 2. Estelle, oder: Vater und Tochter. Estelle — Fräul. Marie Devrient, Tochter des Hrn. Eduard Devrient, als Gast. (S. oben.) — Zum ersten Male: Redowa, komischer Nationaltanz. — Strudelköpfchen (neu einstudirt). Bertha — Fräul. Marie Devrient. (S. oben.) — 3. Theater am Linde'schen Bade: Doctor Faust's Hausläppchen. Waltraud — Mad. Schumann, vom Hoftheater zu Wiesbaden, als Gast. (S. oben.) — 4. Der Barbier von Sevilla. Oper. Rosine — Mad. Bennett aus London, als Gast. (S. oben.) — 5. Die Regimentstochter. Oper. Tonio — Herr Martens, vom k. k. Theater an der Wien, als Gast. — 6. Kein Schauspiel.

machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß die Mitglieder des Vereines keine Statisten, sondern wirkliche Statistiker sein müssen.

Wien zählt gegenwärtig 411,000 Einwohner; im Jahre 1834 betrug die Bevölkerung 327,775. Die durchschnittliche jährliche Vermehrung würde demnach gegen 7000 Individuen betragen haben.

Latour-Maubourg verlor in der Schlacht ein Bein. Bei der Operation sagte er zu seinem weinenden Diener: „Weine nicht, künftig brauchst du nur einen Stiefel zu wischen!“

Der erste fürstliche Bühnendichter war Herzog Heinrich Julius von Braunschweig zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Von ihm existiren noch sieben Dramen, die in Braunschweig und auf andern Bühnen gegeben wurden.

Montesquieu stand einst vor einem Todtenschädel, der zu lachen schien; ein Witzling fragte: „Worüber lacht wohl dieser Todte?“ — „Ueber die Lebendigen“, gab der Philosoph zur Antwort.

Leibniz sagt, daß die Physiognomie der Nationen ihren eingebornen Thieren ähnele, als: die Lappen den Bären, die Neger den Affen, die Malayen den Tigern, die Peruaner den Lama's, die Araber den Kameelen

und die Hindus den Röhren. Der Grundsatz steht aber fest: Je tiefer ein Mensch auf der Leiter der Menschheit steht, desto mehr Thierähnliches hat er in seinem Aeußern.

Papst Innocenz III. behauptete: Wenn neugeborne Kinder weinen, so wimmern die Knäblein A, die Mägdelein G; sie klagen Beide über Adam und Eva und die Erbsünde.

Marshall Strozzi, auf dem Schlachtfelde tödtlich verwundet, verschied mit den Worten: „Ich werde dahin kommen, wo Alle hingegangen sind, die seit 6000 Jahren starben.“

Bekanntlich haben viele Bewohner der Tyroler Alpen ungeheure Kröpfe. Einst trat ein Reisender in die Kirche einer solchen dickkröpfigen Gemeinde, und man lachte und spottete über den Eingetretenen, weil er keinen Kropf hatte. Der Geistliche ermahnte sie liebevoll, die natürlichen Gebrechen des Nächsten nicht zu verhöhnen, vielmehr dem Himmel für die Bieder zu danken, die diesem armen Fremdling versagt sei.

Ein Student von kleiner Figur gerieth mit einem riesenhaften Gardisten in Streit. „Herr!“ rief der Soldat, „halten Sie's Maul, oder ich stecke Sie in meine Tasche!“ — „Thun Sie das“, gab der Kleine zur Antwort, „so haben Sie doch wenigstens Verstand in der Tasche.“

25.

Die Räder'sche Posse. Bekanntlich trat der hiesige Hofchauspieler Hr. Räder vor einiger Zeit unter den Inseraten der Deutschen Allgemeinen für seine Possen mit einer Antikritik von der bewundernswürdigsten Unbefangenheit auf. Es wird daher Jedem, der sich für jenen dramatischen Dichter interessirt und an seinen Produkten Freude hat, Vergnügen gewähren, ein Urtheil aus Kuranda's „Grenzboten“ über eines derselben, „der artesische Brunnen“, zu hören. Es heißt dort folgendermaßen: „Wie empört sich ein treues, deutsches Herz, wenn es auf französischer Bühne seine Nation auf gemeine, ekelhafte Weise verhöhnen sieht. Da wird ein Stück aufgeführt, in welchem der Ort der Handlung Algier ist. Eine Abtheilung der Fremdenlegion, aus Deutschen bestehend, tritt auf, von einem französischen Sergeanten geführt; die Deutschen beginnen, jeder in einem andern Dialecte, einen langen Dialog voll Gemeinheit und Feigheit zu halten, der endlich damit schließt, daß der Franzose sie stolz zurechtweist:

„N'oubliez pas que vous avez l'honneur de représenter l'armée française!“ Später wiederholt sich die Scene. Die Deutschen glauben Abd-el-Kader bald zu fangen und berechnen schon die Summen, die Jeder als Lösegeld von ihm erpressen wird, bis abermals der Franzose tugendhaft sie anführt und sie belehrt, was Soldatenehre befiehlt. Der Gefangene sei Frankreich und müsse mit Achtung und Humanität behandelt werden — kurz, in Allem und Jedem steht der Deutsche als feig und niederträchtig, der Franzose als edel und hochherzig da. O, dieses Geckenvolk von Franzosen, diese Großprahler, Lügner — nicht doch! Was ich da erzähle, findet nicht auf französischer, sondern auf deutscher Bühne statt: „der artesische Brunnen“ heißt das saubere Stück. Auf unsern eigenen Bühnen werden wir gegenüber dem Franzosen in solcher Jämmerlichkeit und Nichtswürdigkeit geschildert, auf deutscher Bühne wird eine Reihe von Soldaten vorgeführt, unter denen ein einziger menschlich und ehrenhaft ist, und dieser Eine ist Franzose. Der Franzose sagt auf deutscher Bühne zu Deutschen: N'oubliez pas que vous avez l'honneur de représenter l'armée française. Und dies ist nicht etwa carikiert, nicht etwa gegen die Großsprecherei der Franzosen ist der Spott gerichtet, sondern umgekehrt gegen die Nichtswürdigkeit unserer Landsteute. Ich sah unlängst bei der Aufführung dieses Stücks in Leipzig mit einem Franzosen zusammen, und das Blut, die Scham stieg mir in's Gesicht. Nicht blos darüber, daß ein roher, ungebildeter Autor ein solches Stück zusammenschreibt, sondern daß ein deutsches Parterre solche Beleidigungen mit ansieht, ohne die Bühne mit Apfeln und faulem Obst zu bewerfen. Wehe dem Director, dem Autor und den Schauspielern in Paris, die solche Scenen, in welchen Nationalgefühl und Nationallehre so beleidigt werden, auf der allerlegten Bühne aufzuführen wagten. Die Bühne würde gestürmt, das Haus wäre vor Zerstörung nicht gesichert. Und bei uns wird das Nachwerk auf Hofbühnen gegeben, auf Bühnen, wo historische Personen, die etwa der Stiefgroßvater des Urahns des Landesfürsten gewesen sind, nicht aufgeführt werden dürfen — weil es verlegend und weil es eine Herabsetzung der Familie wäre, der der Fürst angehört. Als ob der Fürst nicht auch dieser großen Familie angehörte, die man Deutsche nennt, und als ob es nicht verlegend wäre, wenn der Herr französische Gesandte und die jungen Attachés mit ansehen und anhören, wie auf einer deutschen Hofbühne ein französischer Corporal eine ganze Heerde deutscher Soldaten anschnauzt: N'oubliez pas que vous avez l'honneur de représenter l'armée française.“

26.

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.